

## Saisonfinale 2015 – Runde Drei: Traum und Realität

### Aufgabe:

Eure Aufgabe in dieser Runde besteht darin, eine kurze Geschichte zu verfassen, in der das Thema Traum und Realität den Mittelpunkt darstellt. Ob ihr über beide Themen schreibt oder nur über eines, ist euch überlassen.

Euch ist freigestellt, ob ihr in eurer Abgabe einen Pokémonbezug habt; beachtet jedoch, dass in einer der drei Runden eine Abgabe mit dem Thema Pokémon vorkommen muss.

**Ihr dürft 7 Punkte verteilen. Maximal 4 an eine Abgabe.** Bitte achtet darauf, dass ihr alle eure Punkte verteilt. Ihr müsst des Weiteren diese Punkte auf mindestens drei Abgaben verteilen. Begründungen sind nicht verpflichtend.

Abgabe 01 – Weltenwanderer .....	2
Abgabe 02 – Sternenkinder .....	4
Abgabe 03 – Die Traamtänzerin .....	6
Abgabe 04 – Verkehrtgenaue Traumrealität .....	11
Abgabe 05 – Alpträumenmagil .....	15
Abgabe 06 – Über den Traum hinaus .....	19
Abgabe 07 – Sein Feind ist der Schlaf .....	23
Abgabe 08 – Hör nicht auf zu träumen .....	25
Abgabe 09 – Parasomnia .....	29
Abgabe 10 – Es ist nur ein Traum .....	30

## Abgabe 01 - Weltenwanderer

Vorsichtig luge ich aus meinem Versteck neben dem Schrank hervor, darauf bedacht, in den Schatten zu verweilen und nicht gesehen zu werden. Belustigt betrachte ich das Schauspiel vor mir, welches sich als erstaunlich amüsant herausstellte. Ein blonder Junge, wohl im Teenager-Alter, der von einem monströsen Geist in diesen Hallen der Villa niedergestreckt worden ist, versucht sich aus dessen Klauen zu befreien. Doch vergeblich. Jegliches Zappeln kostet ihn nur noch mehr seiner Kraft und schlussendlich kann er gegen das unwirkliche Wesen ohnehin nichts unternehmen. Das Schicksal akzeptierend lässt der Junge seine Gliedmaßen auf den Boden gleiten und verstummt. Kein verzweifelter Laut erklingt mehr aus seinem Mund, nicht einmal ein Wispern verlässt seine Kehle.

Und ich lache.

Was sind diese Menschen doch für dumme Wesen! Können nicht einmal einen Traum von der Realität unterscheiden und maßen sich an, wie gottgleiche Kreaturen zu herrschen. Wie töricht! Noch einmal blicke ich auf das Geschehen vor mir und lasse den Geist verschwinden. Nur durch eine Mutprobe hat der Ausflug des Jungen hierher geführt. Warum nicht also dieses Gemäuer etwas festlicher zum Anlass gestalten, wenn es sonst nicht einmal den Hauch eines Bewohners beinhaltet hätte? Schließlich besitze ich auch diese Fähigkeit, Träume zu verändern und ernte dadurch das Erstaunen meiner Freunde.

Langsam bewege ich mich auf ihn zu und sehe über seinem bewusstlosen Körper eine sanft schimmernde, hellblaue Wolke, kaum mehr als eine Luftspiegelung. Diese schwebt auf mich zu und kaum ist sie direkt vor mir angelangt, verschlinge ich sie genüsslich.

Ja, diese Träume sind schon etwas besonderes. Auch wenn dieser hier bei weitem nicht so gut schmeckt wie der des Mädchens davor, das sich vor Verzweiflung in einer Höhle verirrt hat, aber das soll mir einerlei sein.

Ich tapse weiter zur gegenüberliegenden Wand in der Halle und lasse mein Opfer hinter mir. Er wird einen angenehmen Schlaf haben, so bin ich ja nicht. Aber etwas Spaß muss sein und hier fällt mein Handeln glücklicherweise nicht auf.

Gerade, als ich vor dem Ende des Raumes angekommen bin, wandere ich weiter, bis mein Körper durch die Wand hindurch geschlüpft ist. Für mich gibt es keine Grenzen; nur Wege, die aber mit Leichtigkeit überwunden werden können, wenn man weiß, wie. Und meine Wege führen mich durch die übersinnliche Welt, die andere nie begreifen werden.

Auf der anderen Seite angekommen finde ich mich in einem von Licht erhellten Raum wieder. Der Boden knarzt unter meinem geringen Gewicht etwas und ich erschrecke kurz. Nicht, dass mich der Holzbelag stören würde, im Gegenteil! Menschen haben ein ganz anderes

Wahrnehmungsvermögen in ihren Träumen und ich wirke für sie daher wie ein unsichtbares Wesen. Geräusche werden daher maximal als Windhauch registriert. Ebenfalls eine dieser törichten Annahmen; als ob der Wind solche und ähnliche Laute von sich geben würde.

Interessiert sehe ich mich um. Der Raum scheint ein sogenanntes Arbeitszimmer zu sein, wie die Menschen es auch nennen. Ein Blick nach links verrät mir, dass sich dort unterhalb des Holzgebildes ein Windrad innerhalb eines metallischen Gehäuses befindet. Dem Lärm nach zu urteilen möchte dieses wohl ausbrechen, aber das soll mich nicht weiter kümmern.

Mit leichten Schritten gehe ich über den glatten Boden bis zum Ausgang, bis ich mich in einem langen Korridor wieder finde. Von hier aus gibt es nur einen Weg, den ich auch sogleich nehme. Draußen sehe ich den mittlerweile hoch stehenden Mond scheinen. Ein wundervolles Szenario, das viele Möglichkeiten zulässt!

Auf der rechten Seite befindet sich erneut ein Eingang und ich horche.

Eine leise Stimme dringt an mein Ohr. Und Schritte! Unbekümmert entkommt mir ein Lachen.

Vorsichtig schlüpfte ich in den großen Raum hinein und betrachte meine Umgebung. Hohe Regale, so weit das Auge reicht; mehrere Reihen hintereinander. Ich hole tief Luft und sauge den Geruch ein, der in diesem Zimmer liegt. Der Duft von Büchern; er hat etwas Beruhigendes an sich. Schon oft habe ich mich in sogenannte Bibliotheken verirrt und dort Zeit verbracht, um die dort lesenden Menschen zu beobachten. Die Ruhe und die Wissbegierde der Anwesenden hat mich daher schon immer verwundert. Mit einem Mal kommt mir der Gedanke, dass sie ja doch nicht alle gleich sind. Oder sie haben seltsame Regeln in ihrer Welt.

Von weiter hinten höre ich erneut Geräusche. Dieses Mal ein Husten mit einem anschließenden Seufzer.

„Man, wann finde ich endlich dieses verdammte Buch?“, höre ich die wohl klingende Stimme eines Jungen, ähnlich dem, den ich heute schon heimgesucht habe.

Offenbar ist er nur auf der Suche nach Wissen. Was ist das bitte für ein langweiliger Traum? Bei weitem nicht so unsäglich ermüdend wie das Mädchen vor wenigen Tagen, das einfach geschlafen hat, aber doch uninteressant.

Sogleich eröffnet sich mir auch eine Geistesblitz, wie ich die Wahrnehmung des Jungen verändern kann. Immer größere Ausmaße nimmt diese Idee an, bis ich vollends zufrieden bin. Erneut zielt ein hämisches Lächeln mein Gesicht. Du wirst dich über dieses Erlebnis definitiv freuen!

In diesem Moment erscheint der Junge in meinem Blickfeld. Nussbraune Haare. Immerhin nicht schon wieder blond, so wie die anderen zwei vor ihm. Von seiner Kleidung her wirkt er normal. Mir fällt es schwer, dies einzuschätzen. Offenbar gelten in deren Welt bestimmte Regeln, welche Gewänder modisch sind, nur sind mir diese nach wie vor nicht bewusst, da der Geschmack ständig wechselt.

Er wechselt schnell die Reihe und verschwindet somit wieder hinter einem Regal. Genau richtig, wie ich es mir gedacht habe. Schweigend folge ich ihm, behalte jedoch einen geringen Abstand bei und sehe ihm bei seinem Werk zu. Ein Buch nach dem anderen nimmt er heraus, betrachtet ihre Titel und stellt sie wieder zurück. Warum betrachtet er nicht einfach die Rücken? Wie auch immer. Ich setze meinen Plan in die Tat um und veranlasse einen Teil des Regals hinter ihm umzufallen. Erst einmal einen schönen Schreck einjagen, sofern er sich davon nicht schon beeindrucken lässt! Just in diesem Moment dreht sich der Junge wieder um und geht aus der Gefahrenzone, um an anderer Stelle zu suchen. Mit lautem Krach fallen Bücher zu Boden, was ihn unbewusst hochfahren lässt. Panisch blickt er sich um und entdeckt das Chaos an der Stelle, wo er sich eben noch befunden hat.

So war das allerdings nicht geplant! Hätte er das alles im letzten Moment bemerkt, wäre das alles spannender gewesen. So ist es nur ein Zufall. Nicht weiter interessant für mich.

Dann muss ich mir eben etwas anderes einfallen lassen! Da war doch dieses ...

„Wer bist du?“

Aufmerksam blicke ich zu dem Jungen auf, dessen Schock verschwunden zu sein scheint und den Blick auf mich gerichtet hat. Nervös versuche ich meine Gedanken zu ordnen. Er sieht mich doch nicht, oder? Aber warum hätte er mich dann so angesprochen? Vielleicht hat er mit jemand anderem gesprochen. Oder mit sich selbst. Die Frage ist, was soll ich jetzt tun?

Er mustert mich weiterhin und begibt sich mit mir einigermaßen auf Augenhöhe. Nach wie vor weiß ich nicht, was ich tun soll. Solch eine Situation hatte ich noch nie und mir versagt auch jegliche Idee, etwas gegen ihn zu unternehmen. Selbst der nächste Ausgang aus diesem Traum ist zu weit entfernt.

„Diese Pfoten sehen aus wie von einem Tiger“, beginnt er aufs Neue. „Du erinnerst mich aber eher an einen Tapir. Bist du vielleicht die Chimäre, die sich hier herumtreiben soll?“

„Nicht Chimäre, Baku heißt das! Ich will nicht mit denen verglichen werden!“, protestiere ich

sogleich mit energischem Unterton und bemerke erst zu spät, dass ich mich nun verraten habe. Der Junge lächelt daraufhin und greift sich an die Stirn.

„Stimmt, Baku, wie konnte ich das nur vergessen. Dabei hat Enda das oft genug erwähnt.“

Als er den Namen nennt, horche ich auf. Natürlich. Das kann auch nur sie gewesen sein!

„Tse. Na, wenn sie das war, gibt es hier nichts mehr für mich zu tun. Dann ist meine Arbeit ja getan, wenn ich dich nicht erschrecken kann.“

Ich mache mich bereit, aus diesem Traum zu verschwinden. Zu schade, dass mir hier eine schöne Gelegenheit entwischt ist, um einen Alptraum zu verschlingen, aber so spielt das Leben. Es soll eben nicht sein.

Provokant stellt er sich im Rahmen der Tür auf und hindert mich am Weitergehen.

„Jetzt warte doch mal, Kleiner.“

Kleiner? Warum nutze ich nicht einfach meine Fähigkeiten, um ihm einen Denkart zu verpassen? Offenbar dringt in mir nun doch der weiche Kern durch, dass ich das nicht schon längst getan habe.

„Wie ist dein Name?“, fragt er mich ungeniert, als ob es normal für ihn wäre. „Erzähl mir ein bisschen über dich. Es ist das erste Mal, dass ich einen Baku sehe und Enda meinte, ich solle dich deswegen ausfragen.“

Dieses Mädchen. Eine wahre Plage, dass sie den Wechsel in die Traumdimension ebenfalls beherrscht. Aber dass selbst dieser Junge dazu imstande ist, seine Träume zu steuern, wenn er möchte ... Offenbar hat er von ihr gelernt, da ich dies tatsächlich noch nie in meinem Leben gesehen habe.

„Nun gut“, sage ich schließlich resigniert. „Wie lautet dein Name? Wenn wir uns schon einmal begegnen, muss das durchaus eine Bedeutung haben.“

„Ich heiße Phil“, lachte mein Gegenüber nun, der sich auf kalten Holzboden gesetzt hat. Und so entspannt noch dazu, als wäre das alles für ihn ein Spiel. Oder er ist Stress gewöhnt und lässt sich nichts weiter anmerken.

Eigentlich sogar ziemlich interessant, wenn ich überlege. Obwohl ich Menschen bisher immer beobachtet habe, so macht dieser hier einen besonderen Eindruck auf mich. Dieses Gefühl hatte ich zuvor ebenfalls noch nie. Ich bin erstaunt.

Erneut lache ich unwillkürlich auf. Scheint so, als müsse ich mir tatsächlich noch mehr Wissen über die Menschen aneignen.

„Nun gut, Phil“, sage ich mit lauter Stimme. „Wenn Enda dir vertraut, werde ich das ebenfalls tun. Ich heiße Eorza.“

## Abgabe 02 - Sternenkinder

Sterne wachen  
leise flüsternd  
Kinderlachen  
Symphonie

traumgeboren  
sanft erwachend  
eng verwoben  
siehst du sie?

» Weißt du, warum manchmal ein Stern vom Himmel fällt? «

Mit großen Augen blickt Hotaru zu ihrer Schwester auf. Die Wangen des Mädchens sind gerötet und noch feucht von den vielen Tränen. Sie schnieft leise, schluckt den Kloß in ihrem Hals hinunter

und schüttelt unsicher den Kopf. Aneko schenkt ihr ein leises Lächeln, bei dem sich sofort jeglicher Kummer in Luft auflöst.

» Durch sie wird ein Traum geboren. « Beinahe sehnsüchtig blickt sie hinab auf die fernen Lichter unter ihnen, die aus der Dunkelheit hervorstechen, strahlend hell wie Gold.

Hotaru schluckt erneut, um ihre Stimme wiederzufinden. » Aber warum gehen sie fort? Sie gehören doch hierher, zu uns! « Ihre Trauer ist nicht zu überhören; erneut bilden sich glänzende Tränen in ihren warmen Augen. In ihren Gedanken kann sie es noch deutlich vor sich sehen: binnen Sekunden löst sie sich auf, tanzt in winzigen Staubkörnchen um sie herum. Und dann ist sie fort. Ein so schmerzlicher Verlust, dass sie noch immer ein stechendes Pochen tief in ihrer Brust fühlen kann.

Sanft zieht Aneko ihre Schwester zu sich heran und legt die Arme um sie. Ihr Herz zieht sich zusammen, als Hotarus Schultern erneut zu beben beginnen und leises Schluchzen, gedämpft durch die Umarmung, an ihr Ohr dringt.

» Es ist ihre Aufgabe, uns irgendwann im Laufe der Zeit zu verlassen «, setzt sie mit sanfter Stimme fort. » Jeder wird eines Tages fortgehen, denn sie folgen einem Ruf. « Nun sieht Hotaru zu ihr auf. » Sie können den Moment spüren, in dem es so weit ist, weißt du? Und wenn sie fallen, machen sie sich auf den Weg, um einen Traum an den richtigen Ort zu tragen. «

Die Worte ihrer Schwester lassen das Gefühl von Leere in ihrem Innern verblassen. Eilig wischt Hotaru ihre Tränen fort.

Traum. Dieses Wort hat sie schon oft gehört, immer wieder, wie eine Melodie, die sie seit Beginn ihres Lebens begleitet. Doch viel kann sie mit diesem Begriff nicht anfangen; als hätte Aneko ihre Gedanken gespürt, beginnt sie erneut zu sprechen.

» Träume sind etwas, das man sich aus tiefstem Herzen wünscht. Jeder Mensch besitzt einen; und viele von ihnen leben nur, um ihren Traum zu verwirklichen. «

Hotaru blickt nach unten, hinab zu den Lichtern. Anekos Worte klingen einleuchtend. Es ist eine schöne Vorstellung, so mächtige Träume zu besitzen, dass sie ein Leben bereichern. Als ein sanfter Wind mit Hotarus hellen Locken spielt, wird sie von einer Welle der Sehnsucht erfasst.

» Warum können wir nicht träumen? «

Die Frage bleibt für einen Moment in der Luft hängen; ein leises Lächeln umspielt Anekos Lippen. » Wer behauptet denn, dass wir es nicht können? «

Darauf hat Hotaru so schnell keine Antwort. Stumm beobachtet sie weiter die vertrauten Lichter, die hin und wieder von einer Wolke verdeckt werden. Sie sind schön, aber niemals so schön wie sie oder ihre Schwester. Als sie wieder zu ihr aufblickt, betrachtet sie eingehend das helle, goldene Strahlen, das von ihr ausgeht. Vollkommen ruhig sitzt sie da, blickt verträumt in die dunkelblaue Nacht. Eine weitere Frage kommt ihr in den Sinn, eine, die ihr schon lange auf der Zunge liegt; will sie die Antwort darauf wissen?

» Was passiert, nachdem wir den Himmel verlassen haben? «

Aneko zögert, schweigt eine Weile, ohne den Blick wieder auf ihre jüngere Schwester zu richten. » Ich kann dir nur sagen, was die Sterne sich zuflüstern. Um es zu wissen, musst du es selbst erleben. «

Nun sieht Aneko sie an. Sie lächelt, und mit ihrem Strahlen wird die Nacht ein wenig heller. » Wir werden von einem Wunsch gerufen, wir spüren ihn tief in unserer Seele. Also folgen wir ihm bis zu dem Menschen, der ihn im Herzen trägt. Unsere Aufgabe ist es, diesen Wunsch zu verstärken und zu einem Traum zu formen. «

Hotaru wagt es nicht, nach dem Danach zu fragen. Wahrscheinlich kann ihr ohnehin niemand eine darauf Antwort geben, was geschieht, wenn man seine Aufgabe erfüllt hat. Ist das der einzige Sinn ihres Daseins? Hat ihre Zeit hier oben, umgeben von hunderten Lichtern, denn keine Bedeutung?

Der Gedanke erfüllt sie mit Kummer. Also schweigt sie und erwidert sie den hellgrünen Blick aus den Augen ihrer Schwester, die sie mitfühlend ansieht. Auch sie hat Verluste erleben müssen. Hotaru versucht sich vorzustellen, dass dank ihrer Freundin ein neuer Traum geboren wurde. Es macht den Verlust und Schmerz ein wenig erträglicher. Sie holt tief Luft und schließt die Augen. Sie öffnet sie erst, als sie wie aus weiter Ferne die warme Stimme Anekos vernimmt.

» Wenn wir fallen, nennen die Menschen uns Sternschnuppen. Sie denken, wir verglühen für immer dort oben in der Dunkelheit – sie wissen nicht, dass wir sie noch in ihrem Herzen erreichen.

«

Sternschnuppen. In Hotarus Gedanken klingt es fremdartig, aber gleichzeitig wunderschön. Als sie sich umsieht, erblickt sie unendlich viele Lichter um sich herum, das ihrer Schwester eingeschlossen. Gemeinsam erhellen sie die Dunkelheit. Nein, ihre Zeit ist nicht verschwendet. Einem Traum am Ende ihres Lebens eine Seele einzuhauchen ist nicht ihre einzige Aufgabe. Die Lebewesen unter ihr blicken zu ihnen auf, dankbar für ein wenig Licht in der Nacht. Mit einem Mal ist das Mädchen vollkommen von Ruhe und Zufriedenheit erfüllt. Mit einem Lächeln auf den Lippen sieht sie sich nach ihrer Schwester um.

» Es ist Zeit... «

Anekos Worte klingen voll tönend und warm wie immer, doch diesmal schwingt eine Spur von Traurigkeit in ihnen mit.

» Nein! « Hotarus Stimme ist nicht mehr als ein Flüstern. Tränen steigen ihr in die Augen, tropfen heiß ihre Wangen hinab. Hilflos sieht sie ihre Schwester an; ihr Strahlen beginnt bereits zu verblassen, ebenso ihre Konturen. Sie wird eins mit der Nacht, als hätte sie niemals existiert. Ihre grünen Augen funkeln ein letztes Mal auf – dann ist sie fort, für immer. Entsetzt schnappt Hotaru nach Luft, kann ihr Schluchzen nicht länger unterdrücken. Kurz darauf erscheint ein goldenes Licht direkt vor ihr, streift sie sanft und hinterlässt ein Gefühl warmer Geborgenheit, die sie nur in der Umarmung ihrer Schwester verspürt hat.

Aneko glüht ein letztes Mal gleißend hell auf, als sie in einem sanften Bogen zur Erde fällt, um ihr Licht jemand anderem zu verleihen.

### **Abgabe 03 - Die Traumtänzerin**

Kalter, schneidender Wind peitschte in ihr vom dicken Schal und der pastellblauen Strickmütze geschützte Gesicht, als sie die letzten zwei Stufen der Treppe zum Bahnsteig mit einem großen Schnitt nahm. Als läge die Welt in Eis, dachte sie mit in der frierenden Luft tränenden Augen. Wie langsam sie hinter ihr waren. Die alte Frau im grauen Anorak, konserviert wie ein dickes, zotteliges Mammut. Der Junge, der auf sein Smartphone starrte, als wäre es eine Schatzkarte, der er zu folgen hatte - schockgefrostet. Die Frau mit dem Kinderwagen und dessen kreischender Inhalt - still und starr wie eine Fliege im Bernstein. Für einen Augenblick. Ein Blinzeln. Eine übers Auge wischende Wimper, die die Sicht wieder klärt.

Dann entschied sich die Zeit, wieder zu fließen, und die S-Bahn rückte heran, langgezogen am Plateau liegend, eine blecherne, graffitiverziert und graffitibeschiert. Ein weiterer großer Schritt, und sie glitt vom kühlen Morgennebel in das warme Innere der Bahn. Sie riss sich die warme Mütze vom Kopf und öffnete die Knopfleiste ihrer Winterjacke. Ausdünstungen eines guten Dutzends Passagiere konnten so einen kleinen Waggon schon mal aufheizen, und sie hatte sich beeilt, den Zug zu erreichen.

Sie war froh, wenn sie es noch rechtzeitig in die Universität schaffte. In dieser Nacht hatte sie keine

fünf Stunden geschlafen. Das war keine Seltenheit, doch daran gewöhnen mochte sie sich auch nicht. Ihr Schlaf war traumlos gewesen und zweifelsohne fest, wirklich erholt sah sie allerdings nicht aus, das wusste sie. Und sie wusste auch, dass der junge, unrasierte Mann im olivgrünen Parka, der sich auf den Platz ihr schräg gegenüber im Viererabteil gesetzt hatte, sie trotz der auffälligen blonden Locken wahrscheinlich nicht für einen Weihnachtsengel halten würde. Weihnachtsengel hatten kleinere Nasen, einen freundlichen Gesichtsausdruck und sie trugen keine Jacken, in denen sie aussahen wie das Michelin-Männchen.

Die S-Bahn setzte sich schnaubend wieder in Bewegung. Die nächste Haltestelle flackerte über die Anzeige. Vor den Fenstern rauschten Wohnkomplexe und dreckige Einkaufsstraßen vorbei. Der pulvrige Schnee, der noch am Wochenende Stromkästen, Dächer und Geländer überzuckert hatte, war Wasser geworden. Fünf Grad und windig, das klassische Weihnachtswetter. Doch man hatte ja noch zwei Wochen Hoffnung.

Die junge Frau, die ihre Strickmütze nun in der rechten Hand knetete, hatte nicht vor, nach draußen auf das Grau der Stadt zu blicken. Vielmehr ruhte ihr Blick auf dem Mitzwanziger mit dem stoppeligen Kinn schräg vor ihr, der mit der frühen Stunde angemessen finsterer Miene geradeaus Löcher in die Luft starrte.

Sie schloss die Augen und öffnete sie wieder. Wenn sie sich konzentrierte, würde sie es schaffen. Sie tat es fast täglich.

Ein tiefer Atemzug. Noch waren Schweiß und Kohlendioxid kaum zu schmecken. Erneut klappten ihre Lider zu.

Und dann...

*„Was machen Sie dort?“*

*„Ich baue Schränke auf.“*

*Das Rattern der S-Bahn war verschwunden. Der Mann im olivgrünen Parka war noch da. Nur, dass er jetzt eine blaue Latzhose über dem Hemd trug und einen fast lächerlich großen Schraubenschlüssel in der Hand hielt. Neben ihm kniete – nein, stand, er war einfach verdammt klein – ein alter Mann mit Denkerstirn und einer rundglasigen Brille. Auf einem Klemmbrett machte er sich Notizen.*

*„Und wie lange tun Sie das schon? Schränke aufbauen?“*

*„Nun ja, ich war auf der Schrankschule in Pittsburgh. Ich habe gelernt, wie ein Schrank zu denken.“ Der kleine Alte – sie wusste auf einmal, dass er „Der Professor“ war – kritzelte Notizen. Sie blickte sich um. Das, worin sie sich befand, nannte man wohl „Multifunktionshalle“. Ein weiter, überdachter Platz, von dessen Decke einiges an Technik baumelte, die man bestimmt für irgendetwas gut gebrauchen konnte. Sie mussten sich etwa im Zentrum befinden.*

*Doch sie waren nicht allein: Eine Armada an einfachen Kleiderschränken von umgab die drei Personen im Zentrum. Die Möbel bildeten verwinkelte Gänge wie in einem Labyrinth. Der Professor meldete sich mit schnarrender Stimme zu Wort.*

*„Sie wissen schon, dass sie ein offizielles Zertifikat brauchen, um hier Schränke aufzustellen.“*

*„Ich hab den Zettel zuhause.“*

*„Gehen Sie ihn holen!“, herrschte ihn der Professor an. Der Mann in der blauen Latzhose machte sich prompt auf den Weg und riss Schrank um Schrank auf, während der Professor ungeduldig mit dem Kugelschreiber auf sein Klemmbrett kippte. Was für ein absurdes Szenario. Sie trat einen Schritt auf den Professor zu.*

*„Was genau geht hier vor sich?“*

*„Benni kann einfach keine Schränke aufbauen“, seufzte der kleine Mann. „Er sieht aus wie ein Kerl, der anpacken kann, hat aber zwei linke Hände. Verraten Sie es aber bitte niemandem.“*

*Eilig notierte er sich irgendwelche Hieroglyphen auf sein Blatt und musterte die junge Frau, die plötzlich in die Szene geplatzt war, kritisch.*

*„Und jetzt übt er hier. Schauen Sie sich das Chaos an! Morgen soll hier ein Kongress stattfinden.“ Er wirkte jetzt fast traurig. Mit kleinen Tippelschritten ging er auf einen der Schränke zu und riss ihn auf. Eine Lawine aus Katalogen verschiedener Möbelhäuser ergoss sich über den Boden.*

*„Ich kann es ja auch irgendwo verstehen. Benni zieht aktuell mit seiner Freundin zusammen. Hilf sortieren!“ Der Professor begann, in den Katalogen zu wühlen. „Ich habe das Zertifikat!“, hallte es von irgendwo. „Ich habe die...“*

„...Fahrkarten bitte“, forderte sie eine mollige, rothaarige Frau auf. Ihr Tonfall war der eines von Grund auf positiven Menschen, was generell und besonders im öffentlichen Nahverkehr eine seltene Wohltat vor.

Mit noch etwas glasigem Blick kramte die junge Frau ihre Monatskarte aus der Tasche. Keine zwei ganzen Stationen war sie gefahren.

Ein wirrer Traum war das gewesen. Die typische Sorte, in der zusammenhangslos seltsame Dinge passieren. Unlogisch bis ins Mark und doch nicht ganz ohne Sinn, fremd, aber vertraut. Und, wie immer: Nicht ihr Traum.

Der Traum des Mannes, der sich gedankenverloren über den stoppligen Bart fuhr, während er sein Ticket vorzeigte. Sie wusste nicht, wann sie es das erste Mal getan hatte – wann sie das erste Mal einen fremden Traum betreten hatte, als wäre sie geradewegs in ein Filmset gestolpert. Es musste irgendwann in der Grundschule gewesen sein. Die Lehrer hatten Sie nie sonderlich gemocht – einerseits, weil sie im Unterricht oft abwesend wirkte. Andererseits, weil sie mehr als einmal in naiv-kindlichem Smalltalk Fragen zu Dingen gestellt hatte, von denen sie nichts hätte wissen dürfen.

Irgendwann war sie sich bewusst geworden, dass sie eine vielleicht einzigartige Fähigkeit besaß. Und so wählte sie sich ein in die biologischen Großrechner, die Gehirne von Freunden und Fremden, und versuchte, ihre Träume zu teilen.

Bisweilen war das anstrengend. Viele Menschen träumten wirres und belangloses Zeug. Manche agierten nachts in geradezu verstörenden und abstoßenden Traumwelten. Die Perlen waren rar. Aber doch versuchte sie es immer wieder, besonders zu Gelegenheiten wie dieser im Zug – in den wenigen Minuten zwischen Start und Ziel konnte ein Traum sie ganze Romane erleben lassen, wenn sie wollte und der Traum es zuließ. Hin und wieder hatte sie ihre Haltestelle verpasst, aber meist wurde sie ohnehin vorher aus der Szenerie herausgerissen.

Und da sie selbst noch nie geträumt hatte – oder sich zumindest noch an keinen einzigen Traum erinnern konnte – lebte sie stattdessen in den vergangenen Träumen fremder Personen. Und manchmal schienen diese sie sogar zu erkennen – als sei sie von Anfang an Teil all dieser nächtlichen Eingebungen gewesen und kein nachträglicher Eindringling.

Die S-Bahn kam zum Stehen. Benni stieg aus, ohne sie eines weiteren Blickes zu würdigen. Er musste sie nur kurz in seinem Traum gesehen haben, vielleicht erinnerte er sich gar nicht mehr dran. An seine Stelle – und an die sämtlicher anderen freien Plätze im Waggon – traten

Kindergartenkinder. Dutzende kleine Menschen, laut und wild, zum Teil in Gummistiefeln und mit bunten Regencapes bewaffnet. Zwei Erzieherinnen hatten alle Hände voll zu tun, die Rasselbande unter Kontrolle zu halten.

Es fielen Namen wie Lisa und Marie, auch Hakan und Sergio, schließlich waren es Großstadtkinder. Doch egal, wo sie wohnten und woher sie kamen, Kinder in diesem Alter waren einfach Kinder – und als solche ein Haufen unberechenbarer Energiebündel. Ein Stimmgewirr erfüllte die Luft. Nur das Mädchen, das sich auf den Platz ihr gegenüber gesetzt hatte, schien ein wenig abwesend und in sich gekehrt. Gedankenverloren spielte sie an einer dunklen Haarsträhne, den kleinen Rucksack neben sich abgestellt. Hin und wieder knuffte ihr eine Freundin in die Seite und erzählte ihr irgendwelche Geschichten, die offenbar wahnsinnig spannend waren, doch das Mädchen hörte nicht zu. Die junge Frau konzentrierte sich und schloss die Augen.

*Als sie die Augen wieder aufschlug, musste sie fast niesen, als die Federn des riesigen Traumfängers ihr in der Nase kitzelten. Aber da man in einem Traum, ob nun im eigenen oder in einem fremden, nichts wirklich musste, konnte sie auch den Niesreiz ganz einfach unterdrücken. Wie ironisch, im Traum eines Mädchens einem Traumfänger zu begegnen. Die Dinger schienen wirklich nutzlos zu sein.*

*Der Raum war durchschnittlich groß für ein Kinderzimmer. An den Wänden hingen Pferdeposter und Fotos der kleinen Träumenden, die sie mit ihrer Mutter auf der Koppel zeigten. Das Pferd mädchenalter. Auch sie selbst hatte das durch. Vielleicht sollte sie auch mal wieder reiten gehen, draußen, in der Welt jenseits des Unterbewussten. Aber das würde sie später mit sich ausmachen müssen.*

*Hier drin roch es nach Blumen und glücklicher Kindheit. Plüschtiere häuften sich auf dem prinzessinnenhaften Himmelbett. Eine niedliche Wandborte, ein Puppenhaus – alles, was man erwarten konnte, war vorhanden. Nur das Mädchen – die eigentliche Protagonistin des Traumes – war nicht zu sehen. Dafür allerdings ein winziger Hügel unter der hellen Bettdecke. Offenbar versteckte sie sich vor irgendetwas.*

*War sie hier etwa in...*

*Eine gewaltige Pranke durchschlug das geschlossene Fenster. Scherben landeten klirrend auf dem Boden.*

*...einem Alptraum gelandet, vollendete die junge Studentin im Kopf.*

*Von draußen ertönte ein Knurren. Ein massiger Kopf erschien im zerstörten Fenster. Dort draußen stand – ein Bär. Davor schien das Mädchen Angst zu haben. Wollte Sie heute womöglich mit der Kindergartengruppe einen Zoo besuchen? Hatte sie eine schlechte Gute-Nacht-Geschichte gehört? Putz bröckelte von der Decke.*

*„Fressen“, brüllte der Bär in akzentfreiem Hochdeutsch.*

*„Fressen, fressen!“*

*Wimmernd kullerte das kleine Mädchen aus dem Bett, die Decke immer noch über den Kopf gezogen, und lief zur Tür. Doch wie sehr sie die Klinke auch runterdrückte, sie ging nicht auf. Sie schien nicht zu wissen, dass sie träumte. Aber es reichte, wenn eine Person im Traum das wusste.*

*„Herr Bär“, räusperte sich die junge Frau.*

*„Sie müssen an die falsche Adresse geraten sein. Hier wohnt ein kleines Mädchen. Sollten Sie auf der Suche nach Honig sein, würde ich vorschlagen, es im Wald zu versuchen.“*

*Der Bär blickte verduzt in den Innenraum des Zimmers. Das Mädchen hatte die Decke vom Kopf gezogen und aufgehört zu weinen.*

*„Oh. Hier gibt es keinen Honig? Ich bitte um Entschuldigung.“*

*Der Bär wirkte nun fast nachdenklich – so nachdenklich, wie die Illusion eines Grizzlys wirken konnte.*

*„Dann werde ich wohl dort mal vorbeischaun. Für das zerstörte Fenster werde ich selbstredend aufkommen. Ich bin nur schrecklich...“*

„Hungrig?“ Eine kleine Hand streckte ihr ein Karamellbonbon entgegen. Verdutzt blinzelte die junge Frau, reflexartig griff sie nach der Süßigkeit. Sie saß wieder in der S-Bahn.

„Ich bin Jessie“, erklärte die Kleine.

„Ich bin...“ Ihre Antwort wurde von den schrillen Stimmen einer Erzieherin übertönt.

„So, alle umsteigen! Wir steigen hier um!“ Jessie hopste von ihrem Sitz und folgte ihrer Gruppe nach draußen.

„Danke!“, rief sie noch, ehe sie auf dem Bahnsteig verschwand und sich die Türen des Waggons erneut schlossen. Die junge Frau fragte sich, wie es funktionierte, dass die Menschen merkten, wenn sie in bereits geträumte Träume eingriff. Konnte sie etwa auch Erinnerungen verändern? Das wäre eine coole Superkraft, wenn sie sie gezielt einsetzen konnte.

Aber ihr Talent hatte eigentlich keinen praktischen Nutzen. Zumindest keinen, den sie kannte und der über das Herausfinden von Privatangelegenheiten hinausging, die auch noch samt und sonders vom Unterbewusstsein der Personen verschlüsselt waren.

Der Platz ihr gegenüber war umgehend neu besetzt worden. Sie hatte den Jungen schon öfter gesehen, vor allem auf dem Rückweg erwischte sie meistens dieselbe Bahn zur selben Zeit. Etwa einmal in der Woche auch denselben Waggon.

Ein schlaksiger Typ, gekleidet in einen dunkelblauen Mantel, der ihm durchaus stand, der einerseits die Leute um ihn herum stets zu beobachten schien, andererseits etwas verkrampt dabei wirkte. Sobald irgendjemand seine Blicke erwiderte, begann er, fokuslos zu starren oder sich mit seinem Smartphone abzulenken. Manchmal trug er auch ein Buch bei sich, dann hatte er keinen Blick für niemanden.

Als er sich ihr schräg gegenüber setzte, schien er den Waggon abzusuchen. Ein unruhiger Geist. Noch hatte sie seine Träume nie durchwühlt. Es wurde eigentlich Zeit. Ein tiefer Atemzug...

*...und warme, klare Sommerluft füllte ihre Lungen. Rund um sie herum schritten Menschen mit zufriedenen, sonnengegerbten Gesichtern über die schmale, gepflasterte Gasse. Sie folgte dem geschäftigen Treiben, heraus aus dem Schatten, bis sie an einen großen Platz gelangte, in dessen Mitte eine steinerne Löwenfigur den Wasserspeier für einen Springbrunnen gab. Ein älterer Mann auf einem Fahrrad streifte sie leicht.*

*Scusi“, entschuldigte er sich.*

*Sie wusste nicht, in welcher Stadt sie war, aber Bella Italia schien die Kulisse dieses Traumes zu sein. Sie liebte das Land und war gespannt, welcherlei Besonderheiten diese neue Scheinwelt für sie bereithalten mochte neben dem gleißend orangenen Licht der mediterranen Sonne. Schließlich entdeckte sie im bunten Treiben den jungen Mann aus der Bahn. Er saß mit Begleitung an einem kleinen Tisch im Außenbereich eines schicken Ristorante, und gerade waren die Bruschetta für die Vorspeise geliefert worden.*

*Es war die Art bescheidener Schönheit des Augenblicks, die Ausdrücke wie „traumhaft“ geprägt*

*haben mussten. Und all die Details, all die Herrlichkeit der Szenerie ließen sie darauf schließen, dass das hier ein luzider, ein wacher Traum war. Dass der Träumer der Architekt war und sie, die Traumtänzerin, sein bewusstes Werk bestaunte.*

*Sie schlich sich näher heran. Sie war noch nicht häufig in dieser Art Traum unterwegs gewesen. Hinter einer Topfpflanze nahe der Terrasse des Gasthauses bot sich ihr ein ausreichender Blick auf den Jungen am Tisch. Und auf seine Begleitung, die sich offenbar köstlich amüsierte, während er hin und wieder einen Spruch fallen ließ. Die Dame, das blonde Haar hochgesteckt, drehte sich kurz zur Seite.*

*Und die junge Studentin hätte um ein Haar vor Überraschung aufgeschrien, als sie für den Bruchteil einer Sekunde in ihr eigenes Gesicht sah.*

*Offenbar fuhren sie nicht zufällig so oft zusammen.*

*Und offenbar wirkte er nicht zufällig so verkrampt, wenn er real in ihrer Sichtweite war.*

*Ihr Herz machte einen Sprung. Das war das Verrückteste, was sie je in einem Traum beobachtet hatte.*

*Einer Eingebung folgend kramte sie einen Kugelschreiber und einen Notizblock aus der Tasche.*

*Plötzlich mischte sich das Geräusch quietschender Bremsen in das aus Vogelstimmen und munterem Italienisch.*

*Schnell schrieb sie ihre Botschaft – und warf den Zettel.*

Die S-Bahn hielt. Ihre Haltestelle. Sie erhob sich, drückte den Knopf an der Tür und stieg hinaus in die Kälte. Zeit, sich die Mütze wieder über den Kopf zu ziehen. Sie konnte sich ein leises Lächeln nicht verkneifen, als sie sich noch einmal zum Waggon umblickte, in dem ein schüchterner junger Mann mit Mantel allein in einem Viererabteil saß und wie zufällig hinaus auf den Bahnsteig blickte. Jetzt hieß es warten.

Vielleicht würde ihr Handy bald klingeln.

## **Abgabe 04 - Verkehrtgenaue Traumrealität**

### **AUSSER BETRIEB**

Ich steige dennoch in den Aufzug.

Als sich die Tür hinter mir schließt, fragt mich die rotgefleckte Eidechse an der mitternachtsblauen Wand etwas, aber ich kann sie nicht verstehen, weil sie Spanisch spricht. Hätte ich im Unterricht mal mehr aufgepasst, denke ich mir im Stillen, aber sage es nicht, sondern nicke nur. Die Eidechse macht hier immerhin auch nur ihre Arbeit. Da muss ich sie nicht noch verwirren.

Ich spüre, wie sich der Aufzug in Bewegung setzt, und die Wände breiten sich in alle fünfeinhalb Himmelsrichtungen aus. Aus dem moosbewachsenen Boden sprießen Bäume mit rosafarbenen und grünen Blättern, deren Rinde aus Schokolade besteht. Ich könnte sie essen, aber ich habe eher Hunger auf Sonnenstrahlen.

Etwas gelangweilt schaue ich mich um. Nichts wirklich Besonderes ist los, oben fliegen die Elefanten und ich bin mir ziemlich sicher, gerade eine Katze gesehen zu haben, die in einen Fluss aus Luft gesprungen ist. Vielleicht könnte ich hingehen und ihr zusehen, wie sie schwimmt, aber sie ist bestimmt schon über alle sieben Berge. Wobei ich glaube, mal gehört zu haben, dass das auch nur ein Katzensprung ist. Ausprobiert habe ich es noch nie.

Ich könnte das heute wohl erledigen, aber ich habe irgendjemandem versprochen, ein Paket

vorbeizubringen. Wem genau, weiß ich nicht mehr, aber das fällt mir bestimmt auf dem Weg wieder ein. Bis dahin gehe ich einfach ziellos nach Südnorden. Dort führen alle Straßen nach Rom. Wenn ich mich nicht vertue, mein Orientierungssinn könnte besser sein und mein Erinnerungsvermögen auch. Wäre zumindest letzterer annehmbarer, wüsste ich ja wenigstens, zu wem ich das Paket bringen soll. Aber das wird sich schon irgendwie ergeben.

Ich setze mich in Bewegung, einen Fuß vor die anderen beiden, und lausche der Melodie, die durch die Blätter der Bäume schwebt. Die Musik ist gut heute, nicht zu kräftig und auch nicht zu sanft, eine frische Brise im ansonsten warmen Wetter. Das Lied, welches sie spielt, erkenne ich aber nicht. Schade eigentlich, es gefällt mir sehr. Vielleicht sollte ich meine Wetterapp benutzen, aber ich bin zu faul, mein Smartphone zu entsichern. Den Schlüssel habe ich glaube ich zuhause liegen lassen.

„Wohin des Weges, Reisende?“, ertönt auf einmal eine Stimme schräg über mir. Ich hätte mich vielleicht erschrocken, aber irgendwie habe ich so etwas schon erwartet. Und wirklich furchteinflößend kommt mir der tiefe Dreiklang auch nicht vor. Als ich mich zum Inhaber der Stimme wende, erkenne ich, dass ein eisblauer Schmetterling von der Größe meiner Hand flatternd mit den Metallflügeln schlägt. Sie quietschen fürchterlich. Ich würde ihm Öl leihen, aber ich habe keins dabei.

„Keine Ahnung“, antworte ich wahrheitsgemäß. „Ich muss da dieses Paket ausliefern. Weißt du zufällig, an wen es gehen soll?“

Der Schmetterling zieht eine Augenbraue hoch. „Du hast kein Paket dabei.“

„Doch, doch“, beharre ich, „in meiner Hosentasche!“ Um ihm meinen Punkt zu beweisen, hole ich den braunen Karton, von dem niemand daran dachte, ihn mal beschriften zu lassen, hervor und halte ihm ihn demonstrativ hin. „Hier.“

„Danke sehr.“ Der Schmetterling grinst und zeigt dabei seine Reißzähne. Bevor ich fragen kann, was los ist, verschwindet das Paket schon aus meinen Händen und der Schmetterling fliegt eilig hinfort. Die Musik trägt ihn schnell. Verdammt, dass man mit solch rostigen Flügeln so schnell sein kann!

Ich setze mich in Bewegung und renne ihm hinterher, aber bevor ich mich versehe, habe ich das Flattervieh aus den Augen verloren. Mensch ... Dass ich auf so einen Trick hereingefallen bin!

Leider muss ich jetzt bemerken, dass ich noch weniger weiß, wo ich mich befinde, als ohnehin schon. Irgendwie ist es hier dunkler, kälter ... Asphaltierter?

Ich sehe mich um und stelle fest, dass sich der Wald in eine Siedlung verwandelt hat. Die Häuser stehen aneinander, grauer Qualm steigt aus ihren grauen Schornsteinen, die auf den grauen Dächern angebracht sind, hervor. Ich selbst stehe auf der grauen Straße und die grauen Autos rauschen im Zeitraffer an mir vorbei, ohne mich zu treffen.

Rechts von mir sticht ein Haus aus der grauen Masse hervor. Nicht, weil es bunt ist, sondern weil seine Tür sehr seltsam aussieht. Fast wie die eines Aufzuges. Sogar die Klingel ist im Stil dieser Knöpfe gestaltet, die man drücken muss, wenn man will, dass der Aufzug kommt. Witzig.

Das hat mein Interesse geweckt und ich entscheide mich spontan dazu, mal anzuklingeln. Wenn mir jemand aufmacht, kann ich vielleicht ein Gespräch mit ihm anfangen. Mir ist langweilig.

Es sieht traurig aus, dieses Haus, denke ich. Die anderen haben immerhin noch graue Topfpflanzen in den Vorgärten stehen, aber hier fehlen sie komplett. Noch etwas, das es von den anderen Häusern unterscheidet. Was wohl an diesem Haus so besonders ist?

Ich drücke die Klingel und höre kein *ding-dong*. Vielleicht ist sie einfach sehr leise. Oder die Leute, die dort wohnen, sind taub und haben so eine visuelle Klingel, soll's ja auch geben.

Die Tür öffnet sich tatsächlich, aber als ich hineinschaue, bemerke ich, dass das Haus von innen sehr klein ist. Und eng. Und unmöbliert. Und metallisch. Außerdem stört die rotgefleckte Eidechse an der Wand doch schon sehr das Gesamtbild.

Ich gehe hinein und die Tür schließt sich hinter mir mit einem Knall. Die Eidechse fragt mich irgendetwas, aber ich verstehe nur die Hälfte. Mein Französisch ist nicht ganz so gut. Irgendwas von nach unten. Aus purer Ahnungslosigkeit nicke ich und habe, als sich das Haus nach oben bewegt, ein gewisses Déjà-vu-Gefühl. Manchmal hat man das ja, denke ich. Ob ich vielleicht von so etwas Ähnlichem geträumt habe?

Als das Haus ruckelnd zum Stehen kommt, kommt unter der Tür weißer Dampf hervor. Auf einmal ist mir irgendwie kalt und ich könnte schwören, dass sich der Boden etwas rutschig anfühlt, während ich mich zur Tür hinbewege. Apropos, sollte ich die nicht mittlerweile mal erreicht haben? Seltsam. Stattdessen habe ich das Gefühl, als würde ich auf der Stelle gehen, aber ich merke doch, wie ich mich vorwärtsbewege. Nur bleibt die Tür immer gleich weit weg.

Probehalber bleibe ich stehen und drehe den Kopf in alle Richtungen. Ich spiegele mich in den Wänden, komplett mit weißbraunen Haaren und pinkfarbenen Augen, und Blut läuft von meinem rechten Auge herunter wie eine einzelne Träne. Was soll das denn, ich weine doch gar nicht? Als ich mir die rote Flüssigkeit wegwische, verbleibt eine dampfende Narbe. Sie sollte wohl brennen, aber das tut sie nicht. Was für ein komischer Tag.

Düster erinnere ich mich daran, dass ich nur hier bin, weil mir dieser Schmetterling das Paket geklaut hat. So finde ich ihn sicherlich nie, und der arme mir noch immer unbekanntes Empfänger des Päckchens ist nicht nur traurig, sondern macht mir bestimmt die Hölle heiß. Oder kalt. Mit Hitze komme ich eigentlich ganz gut zurecht, aber Kälte ... Nein, ich zittere ja jetzt schon, und das sind bestimmt nur so um die 288 Kelvin.

Wenn diese Tür jetzt bitte einfach nur mal stehen bleiben oder zu mir kommen könnte, wäre ich ihr schon sehr dankbar. Aber wie kriege ich das hin? Vielleicht kann ich ihr gut zureden, bei Ampeln hilft das meistens. Ich entscheide mich dazu, mein Glück zu versuchen.

„Hey, Tür! Du musst keine Angst vor mir haben, ich tu dir nichts. Ich möchte nur nach draußen, das ist alles!“

Keine Reaktion.

Na gut, dann halt auf die harte Tour.

„Tür, du Miststück, bleib stehen oder ich hol die Metallsäge!“ Dass ich keine dabei habe, muss ich ja nicht unbedingt erwähnen. „Und glaub mir, die ist lang genug, um dich zu erreichen. Ich will wirklich keinen umbringen hier!“

Die Tür zuckt zusammen und ich sehe, wie ihr ein Wassertropfen am Metall herunterläuft. Sofort tut es mir leid. Die Ärmste ist ja völlig verängstigt. „Oh ...“, beginne ich. Was genau ich sagen soll, weiß ich nicht. Die Tür wirkt so schüchtern. „tschuldigung. War nicht so gemeint. Weißt du, ich muss einfach diesen Schmetterling finden, der mein Paket geklaut hat, und das kann ich nur, wenn du mich rauslässt.“ Sie hört auf zu weinen, aber wirkt noch nicht ganz überzeugt. Natürlich nicht. „Klar, das muss sich jetzt für dich verrückt anhören. Die meisten Leute glauben, dass Schmetterlinge lieb sind und niemals etwas stehlen würden. Aber der, den ich getroffen habe, war total gemein.“

Ich mache einen zögerlichen Schritt auf die Tür zu und siehe da: Sie geht auf! Langsam nur, aber immerhin scheint sie sich entschieden zu haben, mir zu vertrauen. „Danke, liebe Tür!“, sage ich und verlasse das Haus. Als ich mich von ihr entferne, winke ich ihr noch zu, wie sie da ganz alleine ohne jede Angel zwischen zwei Bäumen steht.

Es dauert eine Weile, bis ich erkenne, wo ich bin. Hier war ich, bevor ich in den Aufzug gestiegen bin! Das Meer liegt still da und ein Mehrfamilienhaus schwimmt neben einem weißen Wal, auf deren Rückeninsel sich anscheinend gerade zwei Leute um Kokosnüsse streiten. Der Hafen ist nicht weit weg, ich sehe das rot-orangefarbene Zirkuszelt von hier aus. ‚Hier‘, das ist ein einsamer Steg mit Wäldchen, der sich mit den Wellen bewegt. Wie gut, dass ich nicht seekrank werde.

Wie komme ich hier nun von diesem Steg? Ich könnte schwimmen und dann schauen, dass ich den Hafen erreiche, aber das ist so viel Arbeit und wenn ich dann den Schmetterling sehen sollte, würde am Ende das Paket noch nass werden. Nein, lieber klinge ich am Haus. Auch, wenn das das letzte Mal nicht allzu gut funktioniert hat.

Wie auf Kommando blättert sich vor mir ein knallrotes Gummiboot aus und krakeelt: „EINMAL WASSERSTRASSE ZWEIUNDZWANZIG, MACHT FÜNF EURODOLLAR, RÜCKFAHRT NICHT IM PREIS INBEGRIFFEN!“

„Fünf?!“, entgegne ich entsetzt. Die Preise erhöhen sich ja fast im Minutentakt, nicht auszuhalten. Ich könnte schwören, letzte Woche habe ich noch die Hälfte bezahlt. Grummelnd knalle ich einen Holzschein auf die Theke und springe hinein. Wäre das hier etwas dicker und weniger bootsförmig, könnte man es gut zu einer Hüpfburg umfunktionieren. So ist es leider nur ein überteuertes öffentliches Verkehrsmittel. Es hätte so viel Potenzial ...

„HIER SIND WIR!“, schreit es fröhlich, als es mich an der Treppe des Hauses herauslässt. Ich schenke ihm noch eine herausgestreckte Zunge, bis ich hineingehe, denn die Tür ist auf. Da haben Einbrecher ja leichtes Spiel, man sollte den Bewohnern die Leviten lesen!

Die Eingangshalle ist mit Adventskränzen geschmückt, ich zähle bestimmt dreizehn und man weiß ja nie, wo sich sonst noch einer versteckt. Aber das ist ohnehin ziemlich egal, viel mehr zieht das braune Paket, das in der Mitte des Raumes liegt, meine Aufmerksamkeit auf sich. Es ist unbeschriftet, etwas lädiert und mir bekannt. Neben ihm sehe ich ein herzförmiges Blatt Papier, auf dem etwas steht. Ich kann es von hier nicht lesen, also nähere ich mich vorsichtig. Das schreit geradezu nach Falle, ich muss es wissen, ich hab sowas schon mehrmals erlebt, aber ich bin auch neugierig ...

Als ich nah genug dran bin, um die Schrift lesen zu können, die da golden auf dem Schwarz glitzert, entfährt mir ein „huch?“

*Frohe Weihnachten, Lynde* steht auf dem Zettel. Kein Absender, dafür ein Quadrat, das hübscher aussieht als alle, die ich jemals gemalt habe. Ich kann nur Herzchen zeichnen ... *Gemeinheit.*

Jetzt ergibt auch alles einen Sinn. Warum mir der Schmetterling das Paket geklaut hat, obwohl Schmetterlinge doch eigentlich lieb sind. Warum kein Absender drauf stand, denn das hätte mir ja die Überraschung an mich verdorben! Ich muss vor Freude fast weinen. Ein Weihnachtsgeschenk für mich, ein Weihnachtsgeschenk!

Sofort knie ich mich hin und reiße die Pappe gewaltsam auf. Vor mir hüpfert ein Frosch auf und ab. Jetzt weine ich wirklich ein wenig; einen Frosch wollte ich schon immer mal haben! „Ich werde dich Squishy nennen“, erzähle ich dem lilafarbenen Säugetier. „Hi, Squishy! Schön, dich kennenzulernen!“ Freudig hebe ich Squishy in meine arme und knuddele ihn durch. Er ist so flauschig! Er ist perfekt.

Im Hintergrund höre ich *Stups, der kleine Osterhase* düdeln und nun ist der Tag wirklich perfekt. Auch noch mein liebstes Weihnachtslied anzumachen, das ist wirklich nett von dem Schmetterling oder wer auch immer hierfür verantwortlich ist!

Zufrieden stehe ich auf, Squishy fest im Arm, und eile die Treppe hoch, um zu meinem Zimmer auf dem Dach zu kommen.

In dieser Nacht träume ich von grünen, schleimigen Fröschen, stummen Gummibooten, gefühllosen Türen und Eidechsen, die keine Sprache der Welt sprechen.

## Abgabe 05 - Albtraummagil

Einige, nein, ein ganzes Rudel Traunmagil war hinter mir hier. Der Weg war dunkel, ich konnte kaum sehen, wohin ich rannte. Um ehrlich zu sein, wusste ich noch nicht einmal wirklich, wo ich war. Ich wusste nur, dass ich verschwinden musste. Wenn die Traunmagil mich erwischten, würde etwas Schlimmes passieren. Was auch immer das war.

Sie kamen immer näher; egal wie schnell ich rannte, ich kam nicht vom Fleck. Eines war direkt hinter mir und plötzlich begann es meinen Namen zu sagen „Nick.“

„Geh weg!“, schrie ich und schlug um mich. Sie durften mich nicht erwischen.

„Nick! Wach auf!“

Ich schlug die Augen auf und sah in das Gesicht meiner besten Freundin Aurora. Es war nur ein Traum. Kein Traunmagil hatte den Weg in mein Zimmer gefunden. Sie schon. „Wie bist du hier rein gekommen?“, fragte ich und rieb mir den Schlaf aus den Augen. Ein Blick auf meinen Wecker verriet mir, dass es halb drei war. Mitten in der Nacht. Vielleicht träumte ich ja immer noch.

„Das ist nicht so wichtig, ich brauche deine Hilfe“, entgegnete sie eindringlich und sah mich an, als würde das Schicksal der Welt von meinem Einsatz abhängen. Ich träumte also ganz bestimmt.

Aurora brauchte nie meine Hilfe. Das Mädchen mit den braunen Locken schaffte alles mit links. Sie war mir in jedem Pokémonkampf überlegen und auch sonst gab es absolut nichts, was ich besser konnte als sie. Manchmal fragte ich mich, ob sie sich nur noch mit mir abgab, weil wir uns schon aus dem Sandkasten kannten.

Ich schien ihr wohl zu lange gezögert zu haben. „Bitte!“, setzte sie fast verzweifelt hinterher.

Seufzend schlug ich meine Decke zur Seite. Wenn ich eh davon ausging, dass das ein Traum war, dann konnte ich ihr auch helfen. „Was soll ich tun?“

„Vielleicht solltest du dich vorher anziehen. Wir wollen in den Wald.“ Erst jetzt fiel mir auf, dass mein Pyjama wahrscheinlich nicht dafür geeignet war, die Welt zu retten. Oder wofür auch immer sie meine Hilfe brauchte. Bei jeder anderen Person hätte ich mich vermutlich dafür geschämt, dass ich nicht wie die anderen Jungs in Boxershorts und T-Shirt schlief, aber bei Aurora war es nicht so schlimm, dafür kannte sie mich zu lange. Außerdem war das ja eh nur ein Traum. Also ging ich ins Bad, um mich umzuziehen. Schnell schlüpfte ich in eine bequeme Jeans und ein dunkles T-Shirt, zog einen ebenso dunklen Pullover über und folgte Aurora die Treppe hinunter zur Haustür, wo sie stehen blieb und mich erwartungsvoll ansah.

„Du weißt schon, wie man eine Haustür öffnet, oder?“, neckte ich sie. Aber sie tat keine Anstalten, es mir zu beweisen. Verwirrt sah ich sie an, ebenfalls ohne die Türklinke zu drücken. Dies war ein Traum. Wir hatten Zeit.

„Ja, ich weiß es schon, aber ich kann nicht ...“ Unsicher sah sie zu mir, als sie ihre Hand ausstreckte und diese doch tatsächlich durch die Türklinke hindurch glitt.

Ungläubig starrte ich sie an. Im ersten Moment unfähig etwas zu sagen. Bisher war alles so real gewesen, aber jetzt ... „Bist du tot?“, frage ich mit doch berechtigtem Unbehagen in der Stimme. Wenn das doch kein Traum sein sollte ...

„Nein!“, sagte sie sofort, „Nein, ich bin nicht tot. Ich schlafe nur. Ich träume.“

Und ich dachte, ich wäre der, der träumt. Also wenn das ein Traum war, dann war es der verrückteste, den ich je hatte und das schloss einen Traum von einem rosa-gestreiften Wailord mit ein. Und wenn ich nicht träumte ...

Ohne noch etwas zu sagen oder auch nur darüber nachdenken zu wollen, öffnete ich die Tür und ließ mich von Aurora in den Wald führen. Früher hatten wir hier immer Fangen und Verstecken gespielt und als wir alt genug wurden, unsere ersten Pokémon gefangen. Ich ein Raupy und Aurora ein Somniam. Sie war schon immer die außergewöhnlichere von uns gewesen.

Irgendwann blieb Aurora stehen. „Willst du gar nichts fragen?“

Wollte ich etwas fragen? Selbst wenn ich fragte, würde ich wahrscheinlich eh nicht verstehen, was hier gerade geschah. „Träume lassen sich nicht erklären“, erwiderte ich deshalb nur.

„Deine Träume vielleicht nicht“, meinte sie, „auch wenn es bestimmt möglich wäre, sie zu deuten, wenn du mich nur ließest.“ Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Vermutlich erinnerte sie sich an all die Träume, von denen ich ihr bisher erzählt hatte. Ich durfte sie echt niemals gegen mich aufbringen, sie hatte viel zu viel gegen mich in der Hand. „Meine aber schon.“ Sie sah mich an, als würde jetzt etwas sehr Bedeutsames kommen, aber ich unterbrach sie, noch bevor sie beginnen konnte.

„Ich glaube, ich will es gar nicht wissen.“

Sie atmete einmal tief, bevor sie nickte. „Na gut. Das ist dein gutes Recht.“ Auroras Stimme klang fast ein wenig enttäuscht, als hätte sie mir gerne erzählt, was hier passierte. Vielleicht hätte ich ihr auch gerne zugehört, aber jetzt konnte ich das Gesagte nicht mehr zurücknehmen. Also folgte ich ihr wieder schweigend durch den nächtlichen Wald. Der Mond verbarg sich hinter Wolkenfetzen und das trockene Laub knisterte unter meinen Füßen. Aurora schien zu schweben, so lautlos, wie sie über den Waldboden glitt. Mir wurde mulmig zumute, wenn ich daran dachte, dass sie eigentlich gar nicht da war. Dass sie nur ein Geist war. Das bedeutete, eigentlich war ich ganz alleine in diesem Wald. Hätte ich doch bloß mein Smettbo oder mein Tauros mitgenommen. Aber jetzt war es zu spät. Jetzt war ich hier und musste meiner träumenden besten Freundin bei irgendetwas helfen. Ein beunruhigender Gedanke.

Unvermittelt blieb Aurora vor mir stehen, sodass ich beinahe in sie hineingelaufen wäre. Oder durch sie hindurch.

„Von hier an kann ich nicht weiter“, erklärte sie und legte ihre Geisterhand auf eine unsichtbare Mauer. Als ich in die Luft griff, glitt ich genauso hindurch, wie sie es bei der Türklinke getan hatte.

„Bitte flipp’ nicht aus bei dem, was ich dir jetzt erzähle“, bat sie und sah mich aus ihren großen, braunen Augen an, was das unguete Gefühl in meinem Bauch noch verschlimmerte.

„Du willst mir jetzt nicht ernsthaft erzählen, dass die Tatsache, dass du als Geist in meinem Zimmer auftauchst und mich mitten in der Nacht in den Wald führst, noch nicht der schlimmste Teil war.“

„Na ja, du weißt noch nicht, warum ich überhaupt deine Hilfe brauche ...“ Das stimmte. Ich hatte sie nicht gefragt, warum sie mich brauchte. Ich hatte mir tatsächlich nicht wirklich Gedanken darüber gemacht. Vielleicht hätte ich es ja tun sollen, denn die Art, wie sie mich jetzt ansah, ließ auf absolut nichts Gutes schließen. „Dieser Wald ist ein Gedächtniswald, das bedeutet, in seinem Zentrum ist die Machtquelle der Geisterpokémon. Eigentlich ist dieser Baum der Hauptgrund, aus dem ich träume, denn es gibt kaum noch Gedächtniswälder auf der Welt. Ich bin hier, um den Wald und seine Pokémon zu beschützen. Hauptsächlich vor den Menschen, die sich immer weiter ausbreiten. Das funktioniert auch wirklich gut, aber jetzt ...“ Aurora machte eine Pause, in der mich langsam wirkliche Panik packte. Eigentlich war ich ja kein Angsthase, zumindest versuchte ich inständig, keiner zu sein, aber wenn Aurora es als so schlimm einstufte, dann konnte ich ja nur mit dem Schlimmsten rechnen. „Jetzt haben einige Pokémon begonnen, das Leben im Wald aus dem Gleichgewicht zu bringen. Eine Gruppe Geisterpokémon hat sich um den Baum versammelt und dieses Kraftfeld gegen alle anderen Geister geschaffen, um die Energie ganz für sich alleine zu haben. Eine Gruppe Traunmagil, um genau zu sein.“

Sie hatte gerade nicht Traunmagil gesagt, oder? Sie verlangte nicht wirklich von mir, irgendetwas gegen das schlimmste aller Pokémon ausrichten zu können! Inzwischen war ich mir sicher, dass dies ein Traum war; ein Albtraum. Was hatte sie sich nur dabei gedacht? Ich spürte, wie alle Farbe aus meinem Gesicht wich, während Aurora mich mitleidig ansah. „Ich weiß“, sagte sie, wie um sich zu entschuldigen, „aber niemand sonst hätte mir helfen können. Niemand. Bitte! Sonst ist der Wald verloren.“

Ich hörte ihre Worte nur dumpf, als hätte mir jemand Watte in die Ohren gestopft. Es musste inzwischen etwa drei Uhr sein. Ich stand also in tiefster Nacht mitten in einem Wald, der voll Geisterpokémon sein sollte, und musste in dessen Zentrum eine Horde meines persönlichen Albtraums verscheuchen. Sonst noch was?

Ich weiß nicht, wie lange ich einfach nur so da stand und in die Dunkelheit starrte, bis Auroras Stimme mich wieder erreichte. „Nick?“, fragte sie vorsichtig. Sie streckte ihren Arm nach mir aus, doch hielt dann inne, als sie sich zu erinnern schien, dass sie mich eh nicht berühren konnte. „Du musst auch gar nicht gegen sie kämpfen.“ Erst als sich bei dieser Aussage der Schlag meines Herzens etwas beruhigte, auch wenn es noch weit von einer normalen Geschwindigkeit entfernt war, merkte ich, wie sehr es gerast war. Ich versuchte mich zusammenzureißen. Ich war kein Kleinkind mehr, das man mit Geschichten über Geisterpokémon erschrecken konnte. Ich war alt genug mich meiner Angst zu stellen. Eigentlich war ich alt genug, das schon vor Jahren getan zu haben. Aber diesen Gedanken wollte ich lieber nicht vertiefen. „Du musst dich nur zum Baum im Zentrum schleichen. Dort haben die Traunmagil eine Spuktafel, in die ein Geistjuwel eingearbeitet wurde. Das in Verbindung mit dem Gedächtniswald macht sie so stark. Alles, was du tun musst, ist unbemerkt die Tafel zerbrechen, dann löst sich der Schutzschild auf und die Geisterpokémon übernehmen das Übrige. Aber nur ein Mensch kann sie zerstören, gegen Pokémonattacken ist sie immun.“

Unbemerkt die Tafel zerbrechen. Das klang so einfach, wenn man die übermächtigen Traunmagil außen vor ließ. Allerdings hatte ich blöderweise Aurora noch nie etwas ausschlagen können und so ging ich durch den unsichtbaren Wall, ehe ich es mir noch einmal anders überlegen konnte. „Viel Glück“, hörte ich Aurora noch hinter mir flüstern, bis die Schatten der Bäume jedes Zeichen von ihr verschluckten.

Immer tiefer drang ich vor und mich ereilte das seltsame Gefühl, diese Szene schon einmal erlebt zu haben, und als ich die ersten Stimmen der Hexen in Pokémongestalt hörte, wusste ich auch wieso. Genau dies hatte ich geträumt, bevor Aurora mich aus dem Schlaf gerissen hatte. Um mich herum war eine Art Walpurgisnacht der Traunmagil gewesen, sie hatten mich entdeckt und verfolgt. Mein Herz schlug mir bis zum Hals, als ich diese Situation wiedererkannte. Das lila sprühende Feuer, den riesigen, fahl-weißen Baum und die tanzenden Geister. Wie hatte ich nur denken können unbemerkt die Tafel ... Die Tafel! Da lag sie und ließ mich für einen Augenblick meine Ängste vergessen. Sie lehnte nur etwa drei Meter von mir entfernt an einem Stein, einem spitzen Stein, an dem man sie sicherlich gut zerbrechen konnte. Hoffnung glimmte in mir auf. Auf der Lichtung tanzten die Traunmagil unbeirrt, vollführten die grausigsten Attacken und lachten dabei so boshaft und bitter, dass mir das Blut in den Adern gefror. Einen unendlich scheinenden Augenblick war ich durch diesen Anblick erstarrt, gefesselt von dem makabren Spiel, bevor ich wieder zu mir kam. Dies war meine Chance! Die Traunmagil demonstrierten ihre Macht, sodass sich kein Pokémon in die Nähe der Platte wagen würde. Aber ich war kein Pokémon. Und sie waren dadurch abgelenkt. Jetzt oder nie!

Ich versuchte, mich so lange, wie ich konnte, hinter den Bäumen zu verbergen, während ich so leise und so schnell wie möglich die geringe Distanz zwischen mir und der Tafel überwand. Da war sie, so nah, dass ich nach ihr greifen konnte.

Die nächsten Szenen kommen mir unwirklich vor, als hätte ich mich selbst beobachtet, während ich die Tafel hochhob und auf dem Stein zerschellen ließ. Und doch spürte ich das kalte Gestein deutlich in meinen Händen. Mit dem Geräusch der zerspringenden Tafel stoppte das Gelächter der Traunmagil. Ihre Aufmerksamkeit war sofort auf mich gerichtet. Mit wütenden Kampfrufen stürmten sie auf mich zu. Ohne nachzudenken, drehte ich mich um und rannte, so schnell mich meine Füße trugen, in den Wald.

Ich war nicht weit gekommen, als ein Spukball nur um Haaresbreite mein Gesicht verpasste. Allerdings kam er mir entgegen! Ich blieb abrupt stehen und sah mich einer ganzen Meute an Geistpokémon entgegen. Jetzt war es aus, ich saß in der Falle.

„Nick! Hier her!“ Auroras Stimme rettete mich. So schnell ich konnte, lief ich ihr entgegen – und prompt durch sie hindurch. Das störte sie aber herzlich wenig: „Nick! Du hast es geschafft!“ Sie strahlte übers ganze Gesicht und steckte mich damit an. Ja, ich hatte es geschafft. Für einen Moment sah Aurora so aus, als wollte sie mich umarmen, ehe ihr wieder einfiel, dass ihr das momentan nicht möglich war. Stattdessen lächelte sie mich nur weiter an. „Für uns gibt es hier erstmal nichts mehr zu tun. Begleitest du mich nach Hause?“

Erst auf dem Weg zurück durch den nächtlichen Wald realisierte ich, was ‚Ich hatte es geschafft!‘ tatsächlich bedeutete. Ich hatte mich den Traunmagil gestellt. Und ich hatte gewonnen! Ich hatte den Wald gerettet und vielleicht alle hier lebenden Pokémon. Vor allem aber hatte ich meine Angst überwunden.

In diese Gedanken vertieft, bemerkte ich gar nicht, dass Aurora den ganzen Weg, bis zu ihrem Garten, der direkt an den Waldrand grenzte, kein Wort gesagt hatte. Erst jetzt, erhob sie wieder die Stimme, allerdings sprach sie nicht mit mir: „Meister, würdest du ihm aufmachen?“

Auf der hölzernen Terrasse stand ein rosafarbenes Pokémon, in dem ich Auroras Somnivora Meister erkannte, das mir nun mit seiner Psychokinese die Tür öffnete. Schweigend trat ich ein und folgte den beiden in Auroras Zimmer, nur um dort Mädchen und Pokémon schlafend vorzufinden. Ich weiß, dass Aurora versucht hatte, es mir zu erklären, aber ich konnte nicht anders, als sie ungläubig anzustarren. „Meister auch?“, fragte ich, einfach nur, um irgendetwas zu sagen.

„Natürlich. Meinst du sie kommt alleine in diesen Zustand?“

Erst jetzt bemerkte ich den seichten rosa Nebel, der vom Pokémon ausgehend Auroras Körper umschloss. Und dann viel mir auf, wer das gesagt hatte. Völlig schockiert starrte ich auf das Somnivora, das seelenruhig vor mir auf dem Boden saß.

„Ich weiß, es ist viel“, versuchte Aurora mich zu besänftigen, „aber du wolltest ja nicht fragen.“

„Woher konnte ich denn wissen, dass es so verworren sein würde?“

„Also, Meister hat mich ausgewählt ...“, begann sie zu erklären, doch wurde sie von ihrem Pokémon unterbrochen.

„Aurora, wir haben keine Zeit dafür.“ Dann wandte sich Meister mir zu: „Wenn der Traumdunst verschwindet, kehrt Aurora in ihren Körper zurück. Und ich sollte es bestenfalls ebenso tun.“

„Nur eine Sache noch“, meinte Aurora und sah mir in die Augen, „Ich darf nichts davon erfahren.“

Verdutzt erwiderte ich den Blick: „Hast du dir gerade zugehört?“

„Ich erinnere mich an nichts, wenn ich aufwache. Ich denke, es war ein Traum. Und das muss auch so bleiben, sonst kommt alles durcheinander. Also versprich mir, dass du mir nichts von dieser Nacht erzählst, ja?“

„Versprochen“, seufzte ich, nur um kurz darauf zuzusehen, wie der Geist meiner besten Freundin in ihren Körper gesaugt wurde. Und auch Meisters Geist verschwand wieder und hinterließ nur das Halbschlaf-Pokémon.

Verschlafen stöhnte Aurora, während sie ihre Augen öffnete: „Hey, Nick. Was machst du denn hier? Weißt du, ich hatte einen total verrückten Traum.“

„Ja“, erwiderte ich, „ich auch.“

## Abgabe 06 - Über den Traum hinaus

Es ist dunkel. Ich fühle mich eingeeengt und eingesperrt. Undeutliche Stimmen schwirren um mich herum. Was sagen sie? Ich kann es nicht verstehen, sie klingen wie aus weiter Ferne, dumpf und leise. Lachen sie? Schreien sie? Ich weiß es nicht. Aber ich muss hier raus, ich muss...

Mit einem Keuchen erwachte ich und richtete mich sofort auf. Mein Blick wanderte durch die Höhle. Das Sonnenlicht fiel bereits herein und beleuchtete schwach das Innere. Viel gab es jedoch nicht zu sehen, nur eine kleine Feuerstelle, Holz und meine Beerenvorräte. Der Boden war zwar hart, aber das machte mir nichts aus. Ich brauchte keine Matratze und auch keine Decke. Ich stand auf und strecke mich ein wenig. Es war hier so ruhig und friedlich.

Aber diese Träume... Die Träume von der Dunkelheit, diesem beklemmenden Gefühl und den flüsternden Stimmen... Sie kamen immer wieder, sie verfolgten mich. Und nicht nur mich. Alula hatte mir von Träumen erzählt, die ähnlich waren. Als ich ihr dann meine Träume schilderte, zeigte sie sich sehr beunruhigt, was mich ein wenig überraschte, denn sie hatte eigentlich so ein fröhliches Wesen. Und jetzt... Ich sollte ihr besser nichts sagen, wenn sie heute wirklich vorbeikommen sollte, wie sie es mir versprochen hatte. In meine Höhle hatte sie nie ziehen wollen, sie war ihr zu unkomfortabel und da musste ich ihr wohl recht geben. Ihre eigene hatte sie zum Beispiel mit Blättern und Gras ausgepolstert. Vielleicht sollte ich so etwas auch herrichten, dann würde sie vielleicht auch mal bei mir übernachten.

Aber darum musste ich mich später kümmern. Als ich aus meiner Höhle trat, wartete bereits ein Voltilamm vor dessen Eingang.

„Na, du“, sagte ich und kraulte es hinter den Ohren. Es gab einen kleinen Stromstoß von sich, der jedoch nicht schmerzte, sondern nur angenehm kribbelte. Dazu blökte es freudig.

„Dann lass uns mal deine Freunde einsammeln“, antwortete ich ihm.

Meine Höhle befand sich in einem großen Felsen, den eine weitläufige Wiese umgab. Sie war eigentlich nicht einfach nur weitläufig, sondern schien geradezu endlos. Blümchen und vereinzelte Bäume wuchsen auf ihr und rundeten den bereits mehr als malerischen Ausdruck ab. In einiger Entfernung hinter meinem Felsen war ein kleines Wäldchen zu sehen. Jenseits dieses Wäldchens hatte Alula ihre Höhle. Ich musste beim Gedanken an sie unwillkürlich lächeln. Sie war so... lebhaft. Anders konnte ich es nicht sagen. Mit einer unvorstellbaren Kraft strahlte sie das Leben aus wie sonst niemand, den ich kennen gelernt hatte. Zwar waren auch die Voltilamm sehr lebhaft und obendrein verspielt, doch bei Alula war es etwas Anderes. In ihren lilanen Augen brannte ein lodernes Feuer, das mich innerlich jedes Mal wärmte, wenn ich in sie hinein sah.

Während ich so in Gedanken versunken die Wiese entlang schritt, kamen die restlichen Voltilamm herbei. Sie liefen und tollten um mich herum, stießen fröhliche Laute aus und stupsten mich des öfteren spielerisch in die Seite. Es verblüffte mich immer wieder, wie unbekümmert und zufrieden sie waren. Sie hatten keine Ängste, sie kannten nichts Böses, sie konnten es sich vermutlich nicht einmal vorstellen, anders als ich. Obwohl ich nie etwas Schlimmes erlebt hatte, wusste ich trotzdem, dass es da draußen irgendwo Dunkelheit gab. Jedoch tröstete ich mich dann immer mit dem Gedanken, dass ich und Alula weit davon entfernt sein mussten. Wir hatten großes Glück, an einem so idyllischen Ort leben zu können.

Ich erreichte mit den Voltilamm einen Baum, den wir noch nicht abgeerntet hatten. Er trug süße Pirsifbeeren. Ich hielt inne und schloss die Augen. Ich spürte die Natur, ich spürte die Voltilamm und den Baum, seine Äste, seine Blätter und die feinen Verbindungen zu den Früchten, die wir haben wollten. Ich griff mit meinem Geist hinaus und konzentrierte mich auf diese Verbindungen. Wie mit einem feinen Messer schnitt ich sie durch. Ich hörte und fühlte, wie die Beeren hinunterfielen. Sofort hörte ich auch die Voltilamm, welche sich ohne Zögern über die Beeren

hermachten. Es war bemerkenswert, dass sie sich dabei nie ums Essen stritten. Sie teilten stets gerecht und ehrlich untereinander.

Ein paar Beeren hoben sie für mich auf und schoben sie in die Nähe des Baumstamms. Auf ihre Art waren sie sehr klug, diese kleinen Geschöpfe: Sie wussten, dass ich mich gerne in den Schatten des Baumes legte und vor mich hinräumte, während ich hin und wieder ein paar Beeren aß. Als ich mich hinsetzte und an den Stamm des Baums lehnen wollte, stellte ich überrascht fest, dass es mehr Beeren waren, als ich heute allein würde essen können. Hatten die Voltilamm mir etwa auch was für meinen Vorrat übrig gelassen? Oder ... wussten sie vielleicht irgendwie, dass Alula kommen würde?

Ich nahm mir eine Beere und biss in sie hinein. Sie war saftig und süß. Zufrieden lehnte ich mich zurück und schloss die Augen.

Ich spürte Alula, noch bevor sie mich fröhlich begrüßte: „Hallo, Jiro! Liegst du mal wieder faul herum?“

„Ich habe heute schon fürs Essen gesorgt“, gab ich mit gespielter Empörung zurück und schlug die Augen auf. Da stand sie, direkt vor mir, und lächelte auf mich hinab. Ein Außenstehender hätte vielleicht gesagt, dass wir gleich aussahen. Doch das stimmte natürlich nicht. Es gab feine Unterschiede, denn obwohl wir beide recht mager und dürr waren, so wirkte ihr Körper ein wenig glatter, außerdem war sie etwas kleiner als ich. Ihr Schweif war länger, ihr Gesicht schmaler und ihre Augen hatten einen anderen Lilaton als meine, die eher ein sehr dunkles Magenta hatten, während ihre in einem hellen Fliederviolett strahlten. Und genau diese wunderschön leuchtenden Augen starrten mich jetzt an, sahen tief in mich hinein...

„Ach komm, dafür brauchst du doch nur zwei Sekunden“, erwiderte Alula gespielt spöttisch. „Hast du Lust zu fliegen?“

Ich gähnte schläfrig.

„Offenbar nicht“, lachte sie, setzte sich neben mich und legte ihren Kopf auf meine Schulter. Ich fühlte die wohlige Wärme, die mich in ihrer Nähe immer umgab. Doch da war noch etwas...

„Was ist los?“, fragte ich besorgt. „Du bist beunruhigt.“

Sie versteifte sich ein wenig.

„Ich hatte wieder diesen Traum“, sagte sie.

Ich erwiderte nichts, bewegte mich aber unruhig.

„Du also auch?“, fragte sie.

Ich drehte widerstrebend den Kopf und sah ihr in die Augen. Ich hatte ihr nichts sagen wollen, aber vor ihr konnte ich keine Geheimnisse haben. Es war einfach unmöglich.

„Ja“, gestand ich.

„Warum ist das so?“, fragte sie.

„Was?“

„Dass wir das Gleiche träumen und das immer in der gleichen Nacht.“

„Zufall“, sagte ich, doch war ich davon selbst nicht überzeugt.

„Das glaubst du doch selbst nicht“, schnaubte sie.

Für einen Moment war es still

„Vielleicht...“, sagte ich dann vorsichtig, „Vielleicht liegt es daran, dass wir generell irgendwie verbunden sind. Wir wissen doch immer, was der andere gerade fühlt.“

„Das erklärt vielleicht, warum wir das Gleiche träumen, aber warum wiederholt sich der Traum dann immer?“

„Ich weiß nicht.“

„Es ist irgendetwas Dunkles dahinter“, meinte Alula. „Und es macht mir Angst.“

Ich nahm ihre Hand, während ich ihr weiter in die Augen sah. Man sagte doch, Augen seien die Spiegel der Seele. Ich jedoch verstand sie etwas anders. Für mich waren die Augen keine Spiegel, sondern Tore. Tore, durch die ich Alulas Innerstes sah und sie meins. Tore, die wir für den jeweils anderen öffneten, sonst jedoch für jeden Außenstehenden verschlossen gehalten hätten.

„Ich verspreche dir“, sagte ich entschieden, „dass ich immer für dich da sein werde. Mag passieren, was wolle. Wenn dir etwas zustößt, werde ich dich beschützen.“

Sie sah mich für einen Moment einfach nur an, dann fragte sie: „Wirklich?“

„Klar. Du würdest dasselbe für mich tun.“

„Natürlich“, sagte sie aufrichtig. Dann umarmte sie mich plötzlich.

„Aber es wird nichts passieren, oder, Jiro?“, flüsterte sie. „Wir werden immer hier bleiben und einfach glücklich zusammen leben, oder?“

Für einen kurzen Augenblick war ich sprachlos, sagte aber dann: „Sicher. Das werden wir.“

Sie löste sich von mir, doch blieb ihr Gesicht ungewöhnlich nahe an meinem.

„Denn, weißt du“, begann sie und in ihrer Stimme lag eine seltsame Aufgeregtheit, „ich möchte immer mit dir zusammen bleiben können.“

Mein Herz klopfte hastiger und schneller als jemals zuvor in meinem Leben. Mein Mund war ungewöhnlich trocken.

„Ich auch mit dir“, flüsterte ich.

Sie lächelte. Ihr Gesicht kam dem meinen noch näher und schließlich berührten sich unsere Lippen.

Für einen kurzen Moment spürte ich eine Glückseligkeit, wie ich sie nie in meinem Leben gekannt hatte, für einen winzigen Augenblick schien es mir, als sei einfach alles absolut perfekt, als würden Alula und ich für immer hier in dieser Idylle leben und uns lieben können.

Doch dann, innerhalb von Sekundenbruchteilen, ganz schlagartig und plötzlich, wurde die Welt auseinander gerissen. Eine unsichtbare Kraft griff nach mir und zog mich nach hinten, Alula wurde aus meiner Umarmung gezerrt, die Wiese um uns herum verschwamm und zurück blieb nur ein helles Licht, das mich blendete, bis ich kaum noch etwas sehen konnte. Alula entschwand mit entsetztem Gesicht in der Ferne. Oder wurde *ich* von *ihr* weggezogen? Es war unmöglich festzustellen.

„Was passiert hier?“, schrie Alula.

„Ich weiß es nicht!“, gab ich angsterfüllt zurück.

„Jiro!“, rief Alula schluchzend.

„Alula!“, erwiderte ich ihren Ruf und streckte verzweifelt die Hand nach ihrer kleiner werdenden Gestalt aus, doch nun verschwand sie vollständig in dem gleißenden, blendenden Licht...

Dunkelheit. Stimmen. Das beklemmende Gefühl der Enge. Ich fühle mich benommen. Schwache Lichter blinken. Die Stimmen werden lauter, hastiger, sie schwellen an zu einem lauten Dröhnen, ich habe das Gefühl, mein Kopf müsse davon platzen. Was ist nur los? Wo ist... Wie hieß sie noch? Sie war doch meine Freundin, oder nicht? Ich müsste doch wissen, wie sie heißt... Alula, war das ihr Name? Ja, das war er. Nein, das ist er. Das Bild ihrer Augen, die Berührung ihrer Lippen, alles kommt langsam wieder, doch verschwommen, wie in einem Traum. Sie ist nicht hier. Sie ist fort. Ich muss sie finden. Ich hatte es ihr doch versprochen... *Ich werde dich finden, Alula... Ich muss dich finden...*

Die Stimmen werden deutlicher, verständlicher, klingen aber merkwürdig dumpf und verzerrt. Mein Körper fühlt sich an, als hätte ich ihn jahrelang nicht bewegt. Mein Kopf schmerzt, mein Denken ist langsam, getrübt, unkonzentriert.

Ohne jede Vorwarnung durchschneidet schließlich eine einzelne Stimme das dröhnende Gewirr.

Sie ist befehlsgewohnt, voller Autorität und Entschlossenheit.

„Ruhe!“, ruft die Stimme. „Sofort die Testreihe vorbereiten! Wir werden damit beginnen, das Ausmaß seiner telekinetischen Kräfte herauszufinden.“

Meine Kräfte... Unsere Kräfte... Alula und ich hatten vermocht, Dinge durch Kraft unserer Gedanken zu bewegen, sogar uns selbst... Und hatte ich nicht jeden Tag die feine Klinge meines Geistes benutzt, um die Beeren zu pflücken?

„Es kommt ein Bericht von L-1 rein! Primäres Testsubjekt ist ebenfalls...“

„Natürlich, natürlich, ich hatte das schon vermutet...“

Und plötzlich, als würde mir erstmals bewusst werden, wo ich bin, dass ich zwangsläufig in Gefahr sein muss, bricht in mir Panik aus. Meine Kopf, gerade noch schwer und langsam, klärt sich von einer Sekunde auf die andere. Ich muss hier raus!

Glas splittert um mich herum, ich falle ein wenig nach unten. Sofort werden die Stimmen deutlicher und aufgeregter.

„Es hat seinen Tank zerstört!“

„Türen verriegeln!“

„Wundervoll...“

Nun kann ich auch klar sehen. Die Schatten und Schemen verwandeln sich in merkwürdig aussehende, zweibeinige Kreaturen.

Sofort springe ich auf. Der Raum ist düster, doch Lichter von Bildschirmen und merkwürdig aussehenden Maschinen durchschneiden die Dunkelheit und tauchen Teile des Raums in ein fahles Licht. Mit Schreck erkenne ich einige Käfige. Völlig entkräftet und abgemagert aussehende Voltillamm liegen darin, umwickelt mit Kabeln, durch die von Zeit zu Zeit ein kleiner Stromstoß zuckt.

„Haltet es fest!“, ruft eine weibliche Stimme. Etwas wickelt sich um meine Arme und Beine. Ich drehe mich um und sehe eine Art Haufen aus Ranken, aus dem zwei bössartige Augen mich anstarren. Mehrere dieser Ranken schlingen sich um mich. Im nächsten Augenblick bahnt sich jedoch meine Furcht seinen Weg, reißt sie von meinem Körper weg und schmettert das merkwürdige Wesen gegen die Wand des Raums.

Eine Bewegung zu meiner Linken lässt mich den Kopf drehen. Ein blaues, gepanzertes Monster mit gefährlich aussehendem Horn schießt auf mich zu.

„Tötet es nicht! Wir brauchen...“

Ich taumele erschrocken zur Seite, doch das Horn streift mich und als ich den schneidenden Schmerz spüre, verwandelt sich meine Panik in grenzenlosen Zorn, der sich mit einem Schrei Bahn bricht und alle außer mir von den Füßen reißt. Ich strecke die Hand nach einer der Türen aus. Ihr Eisen und ihre Scharniere biegen sich für einen Moment, dann reiße ich sie mit einer einzigen Kraftanstrengung aus den Angeln. Krachend schlägt sie gegen die Wand. Licht fällt durch die Öffnung. Ich renne los und betrete einen lichtdurchfluteten Korridor. Leute, teils in Kitteln, teils in grünen Uniformen, rennen mir entgegen, doch ich fege sie mit Leichtigkeit hinweg. Ich renne immer weiter, sehe mich nicht um und denke nicht nach, nicht einmal, als ich ein Fenster finde, es aufsprengt und mich nach draußen stürzt. Halb im Fall fange ich mich ab und sause in die Luft, weg von dem finsternen Gebäude, über Wälder hinweg, bis Zorn und Furcht plötzlich verschwunden sind.

Erschöpft lasse ich mich in einer hügeligen Landschaft zu Boden sinken. An meiner Seite befindet sich ein kleiner Schnitt, wo mich das Horn der blauen Kreatur getroffen hat. Zum Glück ist er nicht tief. Ich halte inne und atme tief durch.

*Alula.*

Der Gedanke an sie dringt wieder mit aller Macht auf mich ein. Tränen schießen mir in die Augen.

Rückblickend fühlt sich alles, was ich mit ihr erlebt habe, wie ein Traum an. Habe ich bis jetzt geschlafen? Mir eine Welt zusammen geträumt, die es nicht gibt? Und doch... Nach wie vor fühlt sich die Liebe zu Alula echt und wahrhaftig an.

„Alula...“, schluchze ich. Ich ramme meine Faust in die Erde, schlage mehrmals auf den Boden ein. Und während salzige Sturzbäche mein Gesicht hinunterlaufen, schreie ich ihren Namen heraus, immer wieder, wie ein Mantra der Verzweiflung...

„Jiro!“

Der Ruf hallt in meinem Kopf wieder. Ich halte inne. Ich spüre Angst, die nicht mir gehört und Hoffnung, die nicht meine ist.

„Alula?“

„Ja, ich bin es.“

Sofort strömen Bilder in meinen Kopf. Erinnerungen. Alulas kürzliche Erlebnisse.

„Du bist ebenfalls ausgebrochen?“, frage ich.

„Ja, aber ich bin verletzt, wenn auch nicht schwer...“

„Wo bist du?“

„Ich weiß es nicht genau, aber...“

„Ich verstehe das nicht. Was... Was war los? Was ist nur passiert? Da waren diese Wesen und...“

Mein Kopf tut unvorstellbar weh. Für einen Moment übermannen mich Verzweiflung und Orientierungslosigkeit.

„Jiro, du musst ruhig bleiben. Ich weiß auch nicht, was los ist. Aber wir dürfen jetzt nicht in Panik geraten. Siehst du, wo ich bin?“

Ein neues Bild flammt vor meinem inneren Auge auf. Es ist eine Lichtung in einem Wald mit dicht stehenden, tiefgrünen Nadelbäumen. Gleichzeitig empfinde ich etwas wie einen Nachhall in meinem Geist, eine Art Echo, das von einem bestimmten Ort zurückgeworfen wird.

„Ja, und ich denke, ich kann dich finden“, antworte ich.

„Du musst es dir gut merken. Ich kann die Verbindung nicht mehr lange aufrecht halten.“

„Keine Sorge. Ich bin bald bei dir.“

„Das will ich doch hoffen. Ach, und...“

„Was?“

„Ich liebe dich.“

„Ich liebe dich auch, Alula.“

## **Abgabe 07 - Sein Feind ist der Schlaf**

Das Wasser ist eiskalt – genauso wie es sein sollte. Unter diesem Schock gelingt es mir endlich, meine halb geschlossenen Augen wieder aufzureißen. Mein Kopf tut weh, er verlangt nach Schlaf, aber ich will mir das nicht antun. Ich behalte meinen Kopf möglichst lange unter dem Wasser, aber irgendwann muss ich Luft holen und ich tauche wieder auf. Ich schwebe über einem See, über mir das Himmelszelt dessen Sterne sich in dem klaren Wasser spiegeln. Die Sonne ist schon lange untergegangen und wahrscheinlich bin ich das einzige wache Pokémon in diesem Wald hier.

Es ist dunkel und es ist still – hell und laut wäre mir lieber, denn als ich das Ufer wieder erreicht habe, werde ich wieder von der Müdigkeit überfallen. Ich kann mich nicht mehr in der Luft halten und sinke zu Boden. Verzweifelt versuche ich wach zu bleiben, ich quäle mich wieder hoch, obwohl der Ufersand so schön weich ist. Auf meinen Armen gestützt muss ich innehalten, ich weiß nicht mehr, wann ich zuletzt geschlafen habe, wahrscheinlich ist es auch besser so, denn sonst wäre die Erinnerung an den letzten Alptraum ebenfalls noch präsent. Mein Blick schweift nach oben in

Richtung Wald. Mir ist schwindelig, deshalb erkenne ich nicht auf den ersten Blick die Gestalt, die sich zwischen den Bäumen auf mich zu bewegt, sie sieht aus wie eine rosafarbene Kugel. Plötzlich ist mir klar, welches Pokémon da auf mich zukommt, doch es ist schon zu spät zum Flüchten. Das Pummeluff betrachtet mich mit seinen riesigen Augen – warum muss es unbedingt ein Pummeluff sein? Es scheint, als wäre es leicht für das rosa Pokémon zu erkennen, dass das Dakrai vor ihm schon lange nicht mehr geschlafen hat, denn es guckt mich mitleidig an und stimmt dann ein Schlaflied an. Bevor ich einschlafe, verfluche ich noch im Stillen das Pummeluff für seine Gesangskünste, obwohl es eigentlich gar nicht wissen kann, wie sehr mich der Schlaf gleichquält wird.

Ich schlage meine Augen auf. Kurz gebe ich mich der Hoffnung hin, dass ich den Alptraum schon überstanden habe, doch als ich nach oben schaue, sehe ich keine Sterne mehr. Ich befinde mich in einer endlosen Schwärze, der Alptraum fängt gerade erst an. Ich weiß, was als Nächstes passieren wird. Ich habe stets denselben Alptraum, Nacht um Nacht, in der ich Unglücksrabe den Schlaf nicht verhindern kann. Das Grauen kennt unendlich viele Variationen, aber ausgerechnet mich quält es immer auf dieselbe Art und Weise.

Bevor ich mir weiter Gedanken machen kann, geht es auch schon los. Ein schriller Schrei ertönt, erklingt, als würden hunderte Pokémon gleichzeitig ungeheure Qualen erleiden, doch der Einzige, der hier ein ums andere Mal leidet, bin ich. Ich weiß, dass das noch lange nicht alles war. Als der Schrei endlich abklingt, öffne ich meine Augen wieder, nachdem ich sie vor Schmerz vorher die ganze Zeit zusammengekniffen habe, aber ich hätte sie wie immer besser geschlossen lassen sollen. Direkt vor mir stieren mich zwei rot leuchtende Augen an. Der Blick dieser furchterregenden Augen lähmt mich, ich kann mich nicht bewegen. Blicke können nicht töten, aber dich durchbohren, das können sie. Dass die Augen das Fenster zur Seele sind, wird spätestens durch dieses Augenpaar widerlegt. Wenn ich ganz tief in diese Augen blicke, sehe ich keine Seele, ich sehe nur das pure Böse. Und dann sind die roten Augen auch schon wiederverschwunden. Früher habe ich mir mal Hoffnung gemacht, dass ich diesen Augen entkommen könnte, doch das war eine Illusion. Bevor ich mich wieder bewegen kann, durchzuckt mich der Schmerz und ich fliege mal wieder durch die Schwärze. Der Besitzer dieser roten Augen hat sich lediglich umgedreht, um mich mit seinem Schwanz sinnlos zu verprügeln. Es folgt Schlag um Schlag und immer wieder fliege ich durch die endlose Schwärze. Ich würde mich ja wehren, aber ich kann es nicht. Wann immer ich das Pokémon suche, das mich hier in meinen Träumen quält, sehe ich nichts als diese grässlichen roten Augen, die stets mit derselben Boshaftigkeit stieren und dann wiederverschwinden, um den nächsten Schlag auszuführen. Ich habe mein eigenes Traummonster, das mich verfolgt. Gefangen in Schmerz und Hilflosigkeit in der Schwärze verliere ich schließlich irgendwann das Bewusstsein.

Erneut schlage ich meine Augen auf. Ich erwarte schon den nächsten Schlag des unbekanntem Pokémon mit den roten Augen, aber dann erkenne ich die Sterne über mir. Ich rappele mich auf und suche das Weite. Es ist egal, wohin ich gehe, ich brauche nur irgendeine Ablenkung um mich von meinen Träumen abzulenken.

Menschen und Pokémon fürchten mich, weil sie in meiner Nähe Alpträume bekommen. Dass ich selbst ebenfalls von dieser Fähigkeit betroffen sein könnte, daran hat bis jetzt wahrscheinlich noch keiner gedacht. Vielleicht sollte mich diese Gleichgültigkeit ärgern, aber wozu sollte ich mich aufregen? An den Alpträumen ändert ein bisschen Mitleid auch nicht viel.

So streife ich also ruhelos durch die Nächte und versuche, nicht einzuschlafen. Ich bin Dakrai mit der geschundenen Seele und niemand kann mir helfen.

## Abgabe 08 - Hör nicht auf zu träumen

Wenn du dein Leben als Gegenstand verbringen würdest, welcher Gegenstand wärst du? Wärst du fest oder weich, groß oder klein? Ein Papierflugzeug vielleicht, das nur einen kleinen Schubs braucht, und dann für Ewigkeiten durch die Lüfte gleitet? Ein Sofa, bequem und immer da, wenn man es braucht?

Ich glaube, ich wäre eine Leinwand. Man braucht nur die richtigen Farben und eine sichere Pinselführung, um aus einer leeren Leinwand ein Kunstwerk zu machen.

Ich greife in meine Tasche, fördere einen Kugelschreiber ans Licht, und beuge mich vor, um den Rucksack zu öffnen, welcher zwischen meinen Füßen steht. Nach zwei schnellen Handgriffen finde ich meinen Notizblock. Dann beiße ich mir auf die Unterlippe und schreibe hastig die Idee nieder, die mir eben gekommen ist. Das ist ein kleiner Tick von mir. Sobald mir etwas Neues einfällt, dokumentiere ich es. Man kann nie wissen.

Hey, Leonardo da Vinci hatte zehn Notizbücher bei sich, und das Tag für Tag. Ich finde diese Angewohnheit sehr nützlich. Zu oft hat mich mein verräterisches Kurzzeitgedächtnis in der Vergangenheit betrogen.

Als der Wind auffrischt, schaudere ich kurz, und streiche mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Ein letztes Mal unternimmt der Winter heroische Versuche, uns an seine Anwesenheit zu erinnern. Gar nicht so leicht, wenn schon überall in den Stadtparks die Blumen ihre Köpfe aus der Erde stecken. Nach der Niederschrift verstaue ich Block und Stift in meinem Mantel, stütze meine Ellbogen auf das Geländer der Brücke und sehe mich um. Es ist bewölkt und kühl, ein typischer Märztag. Der Rhein fließt in trägen Wellen unter der Hohenzollernbrücke hindurch. Rechts erhebt sich der majestätische Bau des Kölner Doms über die braun-grüne Stadtkulisse.

Es ist jedoch nicht der kühle Westwind, der schon seit heute morgen dafür sorgt, dass sich mein Magen regelmäßig zu einem festen Klumpen zusammenzieht. Vielmehr ist meine Angst daran Schuld. Ich bin sicher, dass du diese Angst kennst. Jeder, der einen Traum verfolgt, kennt sie: Die Angst, nicht zu genügen. Es ist kein Lampenfieber, jedenfalls glaube ich das nicht. Diese Angst ist schlimmer. Sie raubt dir den Willen zum Weitermachen. Sie lässt dich aufgeben. Doch genau das kann ich mir jetzt nicht leisten.

„Hey.“ Die Stimme ist weiblich, recht hoch und doch sanft. Zwei Arme umfassen mich von hinten und drücken mich einmal fest. Ich warte, bis die Umarmung aufhört, dann wende ich den Kopf und sehe einer jungen Frau ins Gesicht. Dany ist größer als ich, trägt einen beigefarbenen Mantel und ein schwarzes Barett, welches die Impression einer französischen Künstlerin auslöst. Gleichzeitig entspanne ich mich wieder. In Ihrer Gegenwart fühle ich mich besser. Dany ist immer für mich da, wenn ich sie brauche. Umgekehrt gilt natürlich dasselbe.

Sie stellt sich neben mich ans Geländer.

„Danke, dass du gekommen bist“, sage ich, doch sie winkt ab.

„Ist doch selbstverständlich. Ich will unbedingt dabei sein. Ist es das?“ Sie schaut nach unten zwischen meine Beine. Der Rucksack ist nicht das Einzige, was ich heute mit mir herumschleppe. Eine dicke Mappe kuschelt sich an mein linkes Bein. Ich winkele es leicht an, damit die Mappe nicht umkippt. In dieser Mappe befinden sich 234 beidseitig bedruckte Din A 4 Seiten. Standard-Calibri, Schriftgröße 12.

„Ja, das ist es“, antworte ich und bemerke zu meiner Überraschung eine gute Portion Stolz in meiner Stimme.

„Wie lange hast du gebraucht?“

„Zwei Jahre.“

Sie pfeift anerkennend durch die Zähne und sagt: „Das ist eine Menge Zeit.“

„Ich hatte aber auch viel zu tun. Uni und so.“

„Darum hast du dich also so oft vor den Partys gedrückt“, grinst Dany. Ich schüttele den Kopf.

„Das klingt, als wäre ich kontaktscheu. Ich treffe gerne mal Leute, nur dürfen es nicht zu viele sein.“

„Schon klar. Morgen besorgen wir dir einen Freund, capisce?“

„Dany, bitte.“ Manchmal geht ihr Enthusiasmus mit ihr durch, was Beziehungskisten angeht. Sie ist immer voller Energie, ich dagegen gehe solche Dinge gern langsam an. Dany knufft mich freundschaftlich in die Seite.

„Ich mache nur Spaß. Also, wollen wir los?“

Die Angst kehrt wieder, und ich merke, dass sich meine Finger um den kalten Stahl des Brückengeländers klammern. Ich zwingen mich, sie zu lockern, und will gerade „ja“ sagen, doch da passiert es.

Zuerst dringt nur ein fernes Rauschen an meine Ohren. Ich sehe mich irritiert um, kann die Quelle jedoch nicht feststellen. Es wird langsam lauter und steigert sich zu einem tosenden Rauschen. Voller Schrecken stelle ich fest, dass das Wasser unter der Brücke der Verursacher des Rauschens ist. Ich sehe hilflos dabei zu, wie der sonst so ruhige Rhein plötzlich schneller fließt und sich zu hohen Wellen auftürmt. Das Wasser tritt über die Ufer, reißt ein paar Autos mit sich, die nicht schnell genug waren, brandet dann in brutalen Schüben gegen die ersten Gebäude. Ich höre splitterndes Glas und dann die Schreie. Es hört nicht auf. Immer größere Wellen rollen über die Ufer, und als ich die Monsterwelle sehe, die sich in der Ferne erhebt, bleibt beinahe mein Herz stehen. Die Wassermassen kommen rasen schnell näher. Die Welle frisst alles in sich hinein, was auf ihrem Weg liegt. Bäume, ein Boot, mehrere Autos, Trümmerteile, nichts ist vor ihrem gierigen Schlund sicher. Panische Schreie, Feuerwehirsirenen und die Geräusche der Zerstörung vermischen sich zu einer Kakophonie des Grauens. Die Menschen, die eben noch friedlich spazieren gingen, rennen um ihr Leben. Ich sehe nur noch eine riesige, graue Wand, die ihren Schatten über mich wirft wie ein Leichentuch. Meine Angst hat mich vollkommen erstarren lassen.

„Katharina, alles in Ordnung? Du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen!“

Ich blinzele und der Albtraum verschwindet. Mein Kopf ruckt herum. Dany lächelt mich verwirrt an.

„Sorry. Ja. Ähm, alles in Ordnung“, stottere ich, woraufhin sie sich bei mir unterhakt. Erst jetzt merke ich, dass mein Herz viel zu schnell schlägt. Gemeinsam wenden wir uns in Richtung Kölner Dom. Ein verstohlener Blick in die Tiefe zeigt mir, dass die Fluten wieder ihr normales, langsames Tempo haben. Trotzdem kann ich mich nur langsam beruhigen. Wie immer, wenn ich hier entlang laufe, fallen mir die vielen bunten Schlösser auf, die verliebte Paare an das Gitter auf der Innenseite des Passantenübergangs gehängt haben. Das ist ein kleiner Brauch hier in Köln. Viele tun das. Ich frage mich, ob wohl auch irgendwann ein Schloss von mir hier hängen wird.

„Willst du mir erzählen, was eben passiert ist?“, fragt Dany, als wir die Brücke verlassen haben und an einem Reiterdenkmal vorbeikommen. Ich weiche kurz einem Passanten aus, während ich mir eine Antwort überlege. Dany hat mich sofort durchschaut.

„Es war ein Traum, nichts weiter“, wehre ich schließlich ab.

„Normalerweise lassen dich deine Tagträume aber nicht so erstarren.“ Dany drückt meinen Arm, wie um mir zu zeigen, dass ich nicht allein bin. Jeder, der mich kennt, weiß, dass ich ab und zu alles um mich herum vergesse und in derartig real wirkenden Tagträumen versinken kann, dass es beinahe schon unheimlich ist. Bevor du fragst: Ich nehme keine Drogen. Hölle, sogar solch harmlose Dinge wie Alkohol fasse ich nur zu besonderen Anlässen an.

Diese Tagträume gehen so weit, dass ich bei meinen Freunden schon den Spitznamen „Space-Out“ habe. Dany ist die Einzige, der ich erzählt habe, wie peinlich mir diese Angewohnheit manchmal ist. Darum nennt sie mich Katha. Ich glaube, dass sich beste Freundinnen generell gern Spitznamen geben. Eigentlich heißt Dany nämlich Denise.

„Ich weiß. Vermutlich ist meine Angst gerade wie Bio-Diesel für die Träume. Echt uncool.“

„Shhh. Ich bin ja bei dir“, sagt sie beruhigend, als würde sie zu einem verschreckten Kätzchen sprechen.

„Zwing mich nicht, dich anzufauchen.“ Auf meine Drohung hin lacht sie mich an.

„Komm schon, bleib locker! Zieh dein Ding durch, so wie du es geplant hast. Immer an den Plan halten.“

„Puh. Ich versuche es.“ Ich atme tief durch. Dany weiß, wie wichtig mir mein Projekt ist, und verwickelt mich in ein Gespräch über die neue Frühlingskollektion. Mode ist ihr Fachgebiet. Ich kenne nur wenige, die so viel über Trends und No-Gos wissen wie Dany. Für eine Weile bringt sie mich tatsächlich auf andere Gedanken.

Wir überqueren plaudernd das rote Pflaster des Heinrich-Böll-Platzes. An den Bäumen, die vor der Kölner Philharmonie stehen, sehe ich frische Knospen. Das Leben kehrt langsam aus der Winterpause zurück. Nur wenig später erreichen wir den Domhof.

„Wow“, macht Dany beeindruckt.

„Das kannst du laut sagen. Aus der Nähe ist er immer so überwältigend“, stimme ich zu. Ich kann nicht anders als den Mut der mittelalterlichen Arbeiter, welche diese Steine aufgeschichtet haben, zu bewundern. Der Anblick des Doms lenkt mich für einige Momente ab, dann reiße ich mich los. Es ist seltsam. Ich kann es gar nicht erwarten, den Verlag zu erreichen, und gleichzeitig habe ich riesige Angst davor.

„Ich meinte die vielen Menschen. Es ist neun Uhr morgens. Was tun die alle schon hier?“

„Oh. Vermutlich Sightseeing.“

„Seltsame Zeit dafür“, findet sie.

Dany scheint meine Schritte zu lenken, obwohl ich den Weg auswendig kenne. Wir halten uns rechts, gelangen zum Bahnhofsvorplatz, von wo aus man den Hauptbahnhof betreten kann. Der Platz ist in etwa so geformt wie ein rechtwinkliges Dreieck. Die kurze Seite wird von der Treppe abgegrenzt, die vom Dom wegführt und die Dany und ich gerade herab laufen. Die längste Seite, die Hypotenuse, befindet sich rechts von uns. Die Glasfassade des Hauptbahnhofs macht etwa die Hälfte davon aus. Auf der linken Seite markiert einer Häuserreihe die Grenze des Platzes. Mindestens ein Dutzend Touristengruppen sind über den Platz verteilt. Fast jeder von ihnen trägt den obligatorischen Rucksack und eine Regenjacke.

„Gleich ist es soweit. Das ist so aufregend“, freut sich Dany. Unser Ziel ist ein mehrstöckiges Gebäude gegenüber vom Hauptbahnhof. Mein Blick wandert die Fassade herauf. Sie ist dunkelgrau, der Sims des ersten Stocks wird von mächtigen Säulen gestützt.

„Aufregend ist noch harmlos ausgedrückt“, erwidere ich.

In diesem Gebäude befindet sich einer der größten Verlage der Stadt. Jeder Hobby-Autor hat den Traum, irgendwann mal einen Roman zu veröffentlichen, und wenn ich Glück habe, ist dieser Tag für mich heute gekommen.

„Gib mir eine Minute, Dany.“

Ich halte auf der Treppe inne. Eine Gruppe junger Schüler läuft an uns vorbei, aber ich nehme sie kaum wahr. Meine Sinne schotten sich ab und ich versinke erneut in einem Tagtraum. Vor meinem inneren Auge ziehen Bilder vorbei. Ich sehe mich selbst, wie ich Stunde um Stunde über meinen Notizen sitze und schreibe. Ab und zu wollte ich aufgeben. Ich hatte Schreibblockaden, Plotholes und auch so ziemlich jedes andere Problem, was man als Schriftstellerin haben kann. Das Wichtigste ist, nicht aufzugeben. Wenn man dahin gelangt, wo alle anderen schon waren, muss man weiter machen. Nur so gelangt man ans Ziel.

„Bereit?“ Wie durch eine Schicht aus Watte dringt Danys Stimme an meine Ohren. Ich öffne die Augen und balle die Fäuste. Dann nicke ich fest.

„Ja.“

Noch nie war eine Treppe so lang und zugleich so kurz. Viel zu schnell haben Dany und ich den Platz überquert und das Verlagsgebäude erreicht. Unter der Säulenkolonnade wartet ein wesentlich modernerer Eingang aus Glas. Rechts vom Verlag befindet sich eine Apotheke, links ein Reisebüro. Ein Mann drängelt sich an mir vorbei und durchquert die Eingangstüren, die sich mit einem leisen Zischen öffnen und danach wieder schließen. Wir folgen ihm ins Innere. Der Weg durch das Verlagsgebäude erscheint mir unwirklich, so als wäre die Realität der Traum und meine Träume die eigentliche Realität. Wir laufen durch lange Flure mit weißen Wänden, fahren irgendwann mit einem Lift, und gelangen an die Tür des Lektors, bei dem ich meinen Termin habe. Sie ist dunkelgrau, unauffällig. Und doch ist sie die Tür zu meinem Schicksal.

„Wünsch mir Glück“, höre ich mich sagen.

„Brauchst du nicht. Du schaffst das.“

„Danke, Dany“, sage ich und schenke ihr ein Lächeln, das vermutlich ziemlich missglückt. In meinem Bauch flattern tausend Schmetterlinge.

„Ich hole mir was zu essen. Hau sie um!“ Dany gibt mir einen aufmunternden Klaps auf den Rücken. Jetzt oder nie. Ich presse die Mappe an meine Brust und klopfe an.

~

Als ich das Gebäude wieder verlasse, bleibe ich für eine Weile vor dem Ausgang stehen und starre nach oben in die Wolken. Dann senke ich den Blick und finde Dany, die auf der Treppe vor dem Dom sitzt und ein Brötchen isst. Sie sieht mich, springt auf und kommt herüber gerannt. Von allen Seiten prasseln Sinneseindrücke auf mich ein wie Regentropfen. Gerüche, Geräusche, Gefühle, alles hat auf einmal viel mehr Facetten und wirkt irgendwie lebendiger. Undeutliche Worte schwirren in meinem Kopf umher. Worte, die der Lektor gesagt hat.

„Katha! Du musst mir alles erzählen!“, ruft Dany mir zu.

Ich blicke kurz zu ihr herüber, dann gehe ich in die Knie und konzentriere mich. Mit einem kraftvollen Sprung katapultiere ich mich in die Luft. Dany und die Touristen bleiben unter mir zurück und starren mir ungläubig hinterher. Kalte Windböen und ein paar vereinzelte Regentropfen peitschen mir ins Gesicht. Es fühlt sich an, als würde eine sich ausdehnende Blase aus Freude in meiner Brust sitzen. Ich fliege höher und höher, sehe den Dom und die Welt unter mir immer kleiner werden, rase in den aufklarenden Himmel. Ein Vogelschwarm kommt auf mich zu und weicht mir aus. Die Sonne bricht durch die Wolken. Ich bin die Erste, die ihre wärmenden Strahlen spürt. Danach verlagere ich mein Gewicht, mache eine Kehrtwende, die dann in eine doppelte Schraube übergeht. Ich überhole den Schwarm von hinten und strecke die Arme zu den Seiten aus, während ich meine Freude ausschreie.

„Katha!“

Erneut blinzele ich und finde mich auf der Erde neben Dany wieder. Sie hat die Hände gefaltet und kann vor Aufregung kaum stillhalten.

„Sag schon, sag schon! Wie ist es gelaufen?“, drängt sie. Ich lasse mir Zeit mit der Antwort, zücke meinen Block, schreibe eine neue Idee auf, stecke ihn wieder weg, und grinse sie dann breit an.

„Wie schon? Ich bin dabei.“

Während Dany mir um den Hals fällt und beteuert, dass sie immer an mich geglaubt hat, kommt mir wieder die Leinwand in den Sinn. Welche Farben ich wähle, ist mir überlassen. Jeder von uns malt sein eigenes Bild. Und es sieht so aus, als ob auf meiner Leinwand aus dem Traum Realität geworden ist.

## Abgabe 09 - Parasomnia

Ich blinzelte und öffnete langsam meine Augen. Es war wohl um Mitternacht, mein Zimmer war stockfinster, einzig das Licht der Leuchtreklame des Hotels auf der anderen Straßenseite verlieh meinem Raum einen schier gespenstischen Schimmer.

Ich fuhr zusammen, als ich etwas hörte. Meine Zimmertür gab ein kreischendes Quietschen von sich, als ob sie geöffnet wurde. Ich wollte meinen Kopf anheben und nachsehen, was los war. Aber ich konnte nicht. Unter Schrecken stellte ich fest, dass ich mich nicht bewegen konnte, keinen einzigen Muskel meines Körpers. Nur meine Augen schienen frei zu sein und suchten nun panisch den Raum ab. Ich versuchte, meinen Blick in Richtung der Tür zu lenken, doch es fiel mir schwer, schon nach Sekunden fingen meine Augen an zu schmerzen. Und doch, ich konnte sie jetzt nicht schließen. Ich spürte, dass etwas da war, dass irgendetwas in meinem Schlafzimmer anwesend war. Und es war böse. Ich weiß nicht mehr genau, warum, aber ich wusste sofort: Was auch immer da ist, es ist böse.

Ich lauschte genau hin und suchte mit meinen Augen so gut es ging den gesamten Raum ab. Schritte. Ich hörte ganz deutlich Schritte, aber es waren nicht die eines Menschen. Es waren auch nicht die eines mir bekannten Tieres. Sie klangen zugleich fest und bestimmt, aber auch wie ein Tänzeln, fast, als würde, wer auch immer diese Schritte machte, schweben und seine Füße gar nicht brauchen, als würde er diese Schritte gezielt einsetzen, um mir Angst zu machen.

Ich versuchte weiterhin verzweifelt, mich zu bewegen, meine Verzweiflung wuchs mit jedem Scheitern. Ich wollte schreien, ich wollte um Hilfe schreien, nach meiner Mutter, nach irgendwem. Es gelang nicht. Kein Ton entkam meiner Kehle, noch nicht einmal ein Röcheln. Ich konnte nur daliegen und abwarten.

Ich fühlte, dass dieses ... Etwas mir nahe war, näher als zuvor. Zögerlich senkte ich meinen Blick neben mein Bett. Da war es. Ich konnte es sehen. Ich spürte, wie mein Herz schneller schlug, als wollte es gleich explodieren. Dieses Ding sah wie nichts aus, was ich je zuvor gesehen hatte. Es war etwa doppelt so hoch wie mein Bett, es schwebte dort vor mir, sein fast runder Körper hing bedrohlich über mir in der Luft. Ich wollte das Ding fragen, was es denn sei, was es denn von mir wolle. Doch das einzige Geräusch, das ich von mir gab, war das Geräusch meines Atems. Mit glühend roten Augen funkelte mich die schattenhafte Figur an, als sich ein breites, weißes Grinsen über sein Gesicht erstreckte. Sein Mund reichte fast über seine gesamte Körperbreite. Die Figur schien ein schwebendes Gesicht mit spitzen Ohren und kurzen, fast unbrauchbar wirkenden Gliedmaßen zu sein.

"Ich komme, dich zu holen." Es war nur ein Wispern, es war kaum hörbar, doch es war da, ganz deutlich. Meine Panik steigerte sich noch weiter, mein Herz hämmerte lauter, mein Atem wurde schneller. Die Figur kroch vorsichtig auf mein Bett. Ich beobachtete, wie sie sich langsam auf meine Brust hinabließ und dort letztendlich sitzenblieb. Sie war nicht so schwer wie erwartet, doch bei weitem schwer genug, um mir das Atmen fast unmöglich zu machen. Wieder dieses Grinsen auf ihrem Gesicht, gefolgt von einem gackernden Lachen.

"Du gehörs jetzt mir." Ich fühlte die pure Angst in mir aufsteigen. Was wollte dieses Etwas von mir? Was machte es hier? Wie war es hierhergekommen? Warum ausgerechnet ich?

Es streckte seine Arme aus, kurze, dicke Arme, die langsam, aber bestimmt nach meinem Hals tasteten. Sie griffen zu, sie drückten, immer fester und fester, als wollten sie mir das, was von meinem Atem übrig war, auch noch nehmen. Es war diesem Geist egal, ob er mir das Genick brach. Es war diesem Geist egal, ob er mich tötete. Er wollte mich quälen, er wollte mich foltern. Meine Kraft begann, zu schwinden, ich konnte mich nicht wehren, ich konnte mich nicht bewegen, ich konnte nicht atmen, es war aus. In diesem Moment glaubte ich, dass mein Leben verwirkt war. Ich kniff die Augen zusammen, versuchte verzweifelt, auch nur einen Finger zu bewegen. Ich

konzentrierte mich, ich kämpfte, ich litt.

Ich schaffte es.

Erst konnte ich den Zeigefinger meiner rechten Hand bewegen, dann meine Hand, dann meinen Arm. Ich drückte meinen Körper hoch und griff nach der Figur, die mich zu erwürgen versuchte. Sie war verschwunden.

Ich zog so viel Luft ein, wie meine Lungen aufnehmen konnten. Ich war doch noch nicht verloren. Immer noch außer Atem tastete ich nach dem Schalter über meinem Bett. Ein warmes Licht erhellte mein Schlafzimmer. Die Tür am anderen Ende des Raumes war verschlossen, die Schränke, die Möbel, der auf dem Boden herumliegende Unrat, alles war genau so, wie ich es am Abend hinterlassen hatte. Es war fast, als wäre in dieser Nacht nichts vorgefallen. Doch ich wusste es besser.

Ich frage mich bis heute, was dieser ungebetene Besuch von mir wollte. Was war dieses Wesen? Was wäre wohl passiert, hätte ich mich nicht rechtzeitig bewegen können? Und wird es mich je wieder besuchen kommen?

## Abgabe 10 - Es ist nur ein Traum

Fandom: Videospiele "Soma"

*"Realität ist das, was nicht verschwindet, wenn man aufhört, daran zu glauben."*

*- Philip K. Dick*

„Ich hasse dich“.

„Ja, ich habe dich auch lieb“, lachte es fast aus dem anderen Ende der Leitung. Irgendwie hatte es Melanie geschafft meinen Handy Klingelton zu ändern, ohne dass ich dies mitbekommen hatte. So hatte ich mehr als leicht verduzt geschaut, als mein Handy auf einmal Anfang das Lied „Katzenklo“ von sich zu geben. Wie der Titel bereits vermuten lässt, kein gerade tiefsinniges Lied: Es geht darum, dass Katzen Katzenklos mögen. Mein Vater hatte es mir als Kind früher oft vorgesungen – wieso weiß ich nicht, Verrücktheit liegt wohl in den Genen. Ich musste wohl in einem Gespräch mit ihr erwähnt haben, dass ich es äußerst dümmlich fand.

„Wann warst du an meinem Handy?“

„Gestern. Als du auf dem Klo warst“. Ich konnte förmlich spüren, wie ein stolzes Lächeln ihr Gesicht zierte. Ergeben seufzte ich, während ich den Kopf schüttelte. Sie musste mir nicht ins Gesicht sehen, um zu wissen, was ich gerade tat, so wie ich nicht in ihres sehen musste, um zu ahnen, was sie gerade dachte.

„Abgesehen davon, dass du gerade deinen hammermäßigen, neuen Handy Klingelton feierst ..“, begann sie, sich selbst durch ein Kichern unterbrechend, „... machst du sonst noch irgendwas wichtiges, was deiner völligen Aufmerksamkeit bedürfe?“

„Nun, ... du meinst, neben der Tatsache, dass ich gerade mit der Schlumpfkaiserin plaudere?“

„Horst“

„Fritz“

„Peter“

„Günter“

Ich hörte sich lachen. Dem einen oder anderen mochten wir wie Kinder vorkommen, doch was war das Leben schon wert, ohne Spaß? Nichts. Tja und deshalb genossen wir es in jedem Moment,

denn wer konnte schon sagen, was das Leben sonst noch für einen bereit hielt? Vielleicht starb eine von uns morgen bei einem Autounfall, vielleicht bekam eine von uns Krebs, oder wir wurden von Aliens entführt, die beschlossen hatten, uns als ihre Haustiere zu halten. Konnte ja alles sein. Wer könnte auch das Gegenteil beweisen, außer das Schicksal selbst?

„Hast du Lust mit mir ins Kino zu gehen?“, fragte sie schließlich, als sie sich weitgehend wieder beruhigt hatte.

„Ist das eine Ernst gemeinte Frage?“

„Also ist das ein Ja?“

„Worauf du wetten kannst“. Ich wünschte sie würde mein Lächeln sehen, wünschte sie wüsste, was sie mit mir machte. Vielleicht ahnte sie es, aber wissen, nein, ich glaube wissen tat sie es nicht. Vielleicht sollte ich es ihr irgendwann mal sagen. Ja, ja das sollte ich.

„Also nach deinem Arzttermin dann?“ Ich nickte, bevor ich mich selbst auslachte. Du Dussel, du. Sie sieht dich ja nicht.

„Um 19. Uhr. Ich werde da sein“

„Gut. Ich bin die, die so heiß ist, dass dir die Augen raus fallen“.

„Na dann, bin ich die mit den zwei Augenklappen. Wir wollen ja die Leute nicht verschrecken“.

Es folgte erneutes Gekicher, so leicht und selbstverständlich wie atmen.

„Gut, dann lege ich jetzt auf“. Ich hatte meinen Daumen bereits am roten Telefon, als es aus dem Handy schrie.

„WARTE!“

Verdutzt setzte ich mein Mobile Telefon wieder an mein Ohr.

„Ja?“, fragte ich.

„Ich hab dich lieb“. Ein warmes Lächeln breitete sich auf meinen Lippen aus, bevor ich ansetzte etwas total kitschiges und vor Romantik tiefendes zu sagen. Doch dann entschied ich mich dagegen.

„Ich weiß“.

„Schorsch!“

„Blödi!“

„Gurke!“

„Banane!“

„Ich lege jetzt auf!“, sagte sie gespielt beleidigt. Doch ich kannte sie besser.

„Ich hab dich auch lieb“.

Ich wusste, dass sie glücklich lächelte, bevor das Telefon schließlich verstummte.

"Entspannen Sie sich einfach Zoey". Er hatte ja einfach reden, er steckte nicht in so einer doofen Blechröhre fest. "Hmm", murmelte ich. Ich wollte mir nicht anmerken lassen, dass mich dieses Ding panisch machte, dass ich mich unwohl fühlte. Es war ja nur eine kurzer Gehirnschann, nichts schlimmes, nicht wahr? Und dann würde ich mich mit Mel treffen. Vielleicht trug sie dieses schöne rote Kleid, dass ich ihr zu Weihnachten geschenkt hatte? Ich musste nur noch schnell diesen lästigen Arzttermin hinter mich bringen. Wenn mein Hirn und mein Körper nicht so ein Matsch wären, dann säße ich jetzt wohl gar nicht erst hier, aber was konnte ich tun?

"Gut Zoey, wir legen dann mal los, ja?" Dr. Sellis versuchte mich zu beruhigen, doch na ja, was soll ich sagen, er mochte ein toller Arzt sein, doch mit Menschen konnte er einfach nicht umgehen. Erneut brummte ich etwas unverständliches, was man als "OK" oder "Ja", hätte deuten können, wenn man wollte. *Nur ein paar Minuten*, sagte ich mir selbst, *nur ein paar. Dann bist du auf dem Weg zu Mel.*

Dann wurde alles schwarz.

Ein brennender Schmerz durchfuhr mich, als ich meine Augen wieder öffnete. Stille. Es war ... so

unendlich still. Und dunkel.

"Dr. Sellis?"

Es blieb stumm. Ich mochte solche Scherze nicht. So viel zum Thema: Keine Sorge. Hatten wir einen Stromausfall? Wenn ja, dann sollte sich das Krankenhaus besser absichern. Mit zusammengekniffenen Augen fasste ich mir an die Stirn, versuchte den Schmerz zu unterdrücken, der mich zu durchfluten schien. *Entspannen*, hatte der Doktor gesagt. *Entspannen Zoe*. Das war nicht so einfach, wie es sich anhörte. Wie sollte ich so entspannen?

"Doktor Sellis?"

Erneut antwortete mir niemand. Eigentlich durfte ich nicht aufstehen, doch ich fühlte mich nicht wohl und ignoriert zu werden machte es nicht besser. Ob man mich beim Scannen alleine im Raum gelassen hatte? Das würde dem Dr. aber gar nicht ähnlich sehen. Feingefühl für Menschen oder nicht, sowas machte man nicht. Oder?

Als mir nach erneutem Rufen wieder keiner antwortete, beschloss ich aus der Röhre zu kriechen - die Knöpfe wollten nämlich irgendwie nicht. Musste wohl ein Stromausfall sein. Ob der Doktor los war, um nach dem Strom zu sehen?

Kaum hatte ich die Röhre verlassen verwarf ich diesen Gedanken wieder. Denn egal wo ich war, im Krankenhaus war ich nicht mehr.

Ängstlich schritt ich einen Schritt zurück, um gegen die Röhre zu stoßen, aus der ich gekrochen war. Sie erinnerte mich eher an ein U-Boot.

"OK, du bist beim Gehirnschann eingeschlafen, alles gut. Du musst einfach nur aufwachen. Das ist nur ein Traum, nur ein Traum", murmelte ich, hysterisch lachend. Ich hasste Alpträume und das hier, das schien mir wie ein ganz verrückter. Memo an mich selbst: Mit Mel weniger Horror Filme sehen. Ja, dass musste es sein. Ich sah zu viel Schrott.

Verzweifelt versuchte ich mich zu beruhigen, während ich den Raum nach einem Ausgang durchsuchte. *Nur ein Traum*, wiederholte ich. Alles nur ein Traum. Nur schwer schaffte ich es, mich soweit zu kontrollieren, dass ich meine Glieder wieder zu bewegen vermochte. Zumal mich der stechende Schmerz immer noch plagte. Vielleicht hatte ich mich irgendwo angestoßen? Sicher, das klang logisch.

Zitternd schritt ich durch den Raum, suchte nach einem Lichtschalter, der mir einen besseren Überblick verschaffen sollte. Die Frage war nur, ob dieser Raum einen Lichtschalter hatte und wo sich dieser befand. Die Worte "*Alles nur ein Traum*", halten währenddessen wie ein Metrum durch meinen Kopf, schlangen sich um mich, im verzweifelten Versuch mich zu beruhigen. Es half immer noch nicht viel.

Mit ausgestreckten Händen versuchte ich die Wand zu ertasten, die sich mir langsam nähern sollte, einen Fuß langsam vor den anderen setzend.

Und tatsächlich fühlte ich nach einem kurzen Moment etwas festes gegen meine Finger pressen. Ich betete dass es die Wand war, in Träumen wusste man ja nie. Denn genau das war das hier. *Nur ein Traum*.

Zögerlich fuhr ich die Wand entlang, in der Hoffnung den Lichtschalter erspüren zu können. Schließlich schlossen sich meine Finger um einen Hebel, der alles mögliche hätte sein können. In meiner Naivität hoffte ich, dass er Licht bedeutete. Es war ja immer noch mein Traum, oder? Tatsächlich entflamten kurz darauf einige Lichter, die mir ermöglichten mein Umfeld genauer zu ... Ich stockte, blieb an dem Hängen, was sich vor mir befand, bevor ich laut aufschrie, mich panisch gegen die Wand drückend. Die Wände des Raumes waren mit etwas bedeckt, dass man als schwarze Wurzeln hätte durchgehen lassen können, wenn sie nicht mit einer schwarzen, triefenden Flüssigkeit überzogen gewesen wären. Ironischerweise war das nicht das, was mich aus der Bahn gebracht hatte, nicht das, was mich dazu trieb, mich schreiend daran zu erinnern, dass

ich träumte. Nein, das, was mich panisch nach Luft ringen ließ, war das Wesen, das nur wenige Meter von mir entfernt lag und sich schleppend auf mich zu bewegte, bzw. auf mich zu kroch. Ich erkannte eindeutig verwesene menschliche Körperteile, vermischt mit etwas, das mich an einen Taucheranzug erinnerte. Wo das Etwas den Boden berührt hatte, hinterließ es eine schwarze Spur, ähnlich der Substanz der undefinierbaren Wurzeln.

"Hilf mir", hauchte es. "Hilf mir".

Ihm helfen? Ich war die, die Hilfe brauchte! Nicht dieses, dieses etwas. Ich wusste noch nicht einmal, wie es gesprochen hatte, versuchte es mir nicht genauer an zu sehen, mich von den Narben ab zu lenken, die sich durch seinen Körper zogen. Je näher es kam, desto lauter fing ich an zu schreien. Ich wusste nicht einmal, wann ich angefangen hatte.

"Bitte", hauchte es erneut. Nun nur wenige Zentimeter entfernt.

"Sei still, bitte sei still". Fast hätte ich seine Stimme als verzweifelt und ängstlich bezeichnet, doch sah ich keinen Grund, wieso es das sein sollte. Ich war die, die Angst haben sollte. Die Worte "*Es ist nur ein Traum*", kamen mir erneut über die Lippen, während ich meinen Körper mit meinen Armen umschlang, ihn vom Zittern abzuhalten versuchend.

Viel zu spät merkte ich, dass nicht ich es war, die gezittert hatte. Sondern der Boden. Es dauerte keine weitere Sekunde, bevor die Wand neben mir in sich zusammenbrach und einige Felsenstücke auf mich herab fielen. Ich war sicher, dass dies das sei, was mich dazu brachte auf zu wachen. Doch ich wachte nicht auf. Ich war immer noch hier. Trotzdem war es nur ein Traum, was könnte es sonst sein?

"Öl, ich brauche Öl", krächzte es. Es war eine weitere Stimme, deren Herkunft ich noch nicht bestimmen konnte. Ruhig und still versuchte ich mich tiefer in die Steine zu drücken. Ich hatte die idiotische Idee, mich verstecken zu können. Wie gesagt, idiotisch. Aber das sollte ich schon noch merken. Zuvor jedoch, bildete ich mir ein, unter dem Steinhaufen sicher zu sein, immer noch nicht fähig zu erkennen, wer oder was die Mauer überhaupt eingerissen hatte. Für einen langen Moment war es still. Weder der Neuankömmling, noch das Wesen am Boden sagten etwas, bevor auf einmal eine metallene Hand nach dem Wesen griff, dass vor mir lag, nur um es zu zerquetschen. Die schwarze Flüssigkeit, die seinen Körper durchzogen hatte, bedeckte nun den Boden. Es war kein Blut, es konnte kein Blut sein, dennoch ließ mich der Anblick erschauern. *Nur ein Traum*, hörte ich mich sagen, oder denken. Ich wusste es nicht genau. Ich hatte die Hoffnung, dass dieses andere Ding verschwunden war, doch ich sollte mich erneut irren. "Öl, du hast es, gib es mir", zischte es erneut, bevor der Steinhaufen, in dem ich mich versteckt hielt zertrümmert wurde, mich in die Luft wirbelnd. Ich landete vor einem Berg von kaputten Computern und Scherben. Panisch griff ich nach einer, in der Hoffnung mich verteidigen zu können. Doch, als ich sah, was nach mir gegriffen hatte, erstarrte ich. Mit meiner Scherbe würde ich nicht weit kommen. Ein metallisches Wesen, ein Mix aus einer Maschine und einem Boot, einem Kran vielleicht stand vor mir, kurz gesagt ein Roboter. Zitternd richtete ich dennoch meine Scherbe nach ihm, der nur seinen vorherigen Satz wiederholte, so wie ich den meinen.

*Es ist nur ein Traum, und wenn du aufwachst, bist du bei Mel. Dann geht ihr ins Kino, vielleicht ins Kaffee. Du erzählst ihr das ihr euch keine Horror Filme mehr ansehen dürft und haust sie für deinen doofen neuen Klingelton. Alles ist gut, sobald du aufwachst. Alles ist gut.*

*Es ist nur ein Traum.*

Im nächsten Moment bohrte sich Metall durch Metall und spaltete meinen Körper entzwei, während schwarzes Blut den Boden tränkte.

*Es ist nur ein Traum*, war das letzte was ich dachte, bevor mein Geist in der Dunkelheit verschwand.